

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 20 (1974)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196



FONTANE BLÄTTER

Band 3, Heft 4 (Heft 20 der Gesamtreihe)

1974

Artikel-Nr. 31 782

Theodor Fontane

Zwei gesellschaftskritische Entwürfe

Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger

1. Johann der muntre Seifensieder

Wissen Sie denn, gnädige Frau, daß Johann der muntre Seifensieder¹ eigentlich gar kein Seifensieder war? Er läuft nur so aus Versehen durch unsre^{1a} Literatur^{1b} und war eigentlich ein ganz anderer. Sie sehen mich ungläubig an, aber es ist so, dieser Seifensieder stammt aus dem Französischen², war im Original ein Sablonnier³ und müßte ein Zinngießer sein, aber Lichtwer oder Pfeffer haben ein schlechtes Lexikon gehabt oder gar keins, und so haben wir den Seifensieder. Aber es ist ein Glück, daß es so ist, Seifensieder ist viel komischer, es kriegt dadurch was Burleskes, und jedenfalls ist es ein Glück, daß wir diesen Seifensieder haben; er ist ein Literaturschatz, ein Lebensschatz, ein Weisheitsschatz, er ist die Zukunft und die Erlösung. Von dem Augenblick an, wo wir statt des jetzigen Menschen lauter Seifensieder, [...] alle von dem Stempel [?] dieses^{3a} „muntren^{3b} Johann“, haben werden, von dem Augenblick an ist die soziale Frage gelöst, die Sozialdemokratie macht die Bude zu, und das goldne Zeitalter beginnt. Es wird wohl noch eine Weile dauern, aber es muß kommen. Es gibt einen Satz: jeder gesunde Gedanke ringt sich zur Wirklichkeit durch; wenn das wahr ist (und es ist wahr), so muß es kommen. Woran wir laborieren, das ist das, daß dem gesunden Gedanken ein kranker gegenübersteht, der vorläufig noch die Oberhand behauptet, ja, schroffer denn je. Aber in dieser Schroffheit ist schon die Wandlung angezeigt. Allzu scharf macht schartig, und allzu^{3c} gestrenge Herren regieren nicht lange. Die Sache kippt um.

Es muß kommen. Sie lächeln. Aber^{3d} glauben Sie nicht, daß ich Geßner Redivivus⁴ sei, glauben Sie noch weniger, daß ich zu den aufs Jenseits Wartenden [?] gehöre, die da predigen: „Halte aus bei der Schrippe, oben gibt es Mohnstriezel“. Ich bin nicht Idyllist, nicht Idealist, ich bin viel mehr Praktiker als die, die da glauben, die wahren Praktiker zu sein, und während die andern durch Einbildungen sehn, aus Visionen nicht herauskommen, sehe ich die Wirklichkeiten. Was ich von der Menschheit erhoffe, das heißt nicht Entsagung, sondern Erkenntnis, das heißt nicht Gleichgültigkeit gegen die Lebensfreuden, sondern nur Wahrnehmung, richtige Beobachtung, Wahrnehmung, wo diese Freuden sind und wo sie nicht sind.

Nietzsche hat das Wort „Umwertung“⁵ erfunden. Ich könnte ihm die Hände dafür küssen. Es muß alles „umgewertet“ werden, und von dem Augenblick an, wo dies geschehen sein wird, wird zwar nicht das Unglück aus der Welt geschafft sein, aber die^{5a} Menge des Glücks, die Zahl der Glücklichen wird unendlich gewachsen sein. Alles läuft darauf hinaus, sich von der Vorstellung frei zu machen: Geld sei Glück. Das Umgekehrte gilt. Es heißt, der Neid sei an allem schuld. Aber dieser Neid ist erst das Zweite, ist erst ein Folge. Das Erste ist: die falsche Beurteilung der Sachlage, der [...] eingewurzelte Glaube: Geld sei Glück. Geld ist alles Mögliche: Macht, Quell von Gutem und Bösem (namentlich Bösem), aber Glück ist es nicht. Vielleicht würde mit dem Erlöschen der Sehnsucht danach auch der dramatische^{5b} Reiz des Lebens erlöschen, möglich, aber dieser Reiz ist nicht das Glück. Es würde keine Konquistadoren mehr geben, keinen Cortez und Pizarro⁶, keinen Lord Clive⁷ und Warren Hastings⁸, keine Anti-Sklaverei-Lügner [...]^{8a}, die nichts vorhaben, als die nackte^{8b} schwarze Menschheit in „cotton“⁹ oder „shoddy“¹⁰ einzuwickeln.

Sie sehen mich an und fragen mich, ob [ich] an solche Möglichkeiten glaube, ob ich wirkliches Glück gesehen habe, ob es im Kleinen und Alltäglichen ^{10a} eine Daseinsbefriedigung gibt, die man „Glück“ nennen darf. Sie fragen mich, ob ich dergleichen mit Augen gesehen habe. Ja, ich habe dergleichen gesehn, oft, vielfach. Alles, was wir im Neuen Testament darüber lesen, ist gewißlich wahr. Dies ist seine schönste Seite; sie ist nur falsch ausgenutzt worden, immer unter Hinweis auf den Himmel, wodurch zugestanden wird: „Das ärmlich^{10b} Irdische taugt nicht viel“. In dieser Interpretation liegt der Fehler. Es muß gezeigt werden, daß^{10c} das Glück des Kleinen^{10d} nicht ^{10e} in etwas Zukünftigem (daran zu glauben doch manchem schwer wird) besteht, sondern daß er es *hat*, daß er der Bevorzugte ist oder es wenigstens sein kann, daß das Glück der Reichen, und je reicher desto mehr, eine Täuschung ist und daß nur der durch Arbeit errungene Tag ein glücklicher Tag ist. „Unser täglich Brot gib uns heute“, darauf gibt die Erde dem Menschen und seiner Arbeit einen natürlichen Anspruch, aber über die Gewähr dieses Anspruchs hinaus hat er nichts zu fordern und alles weitere in sich selbst zu suchen. Und wenn er es^{10f} richtig sucht, wird er es finden. Ich war mal in Warnemünde¹¹. Sturm war und ein Schiff draußen^{11a}.

Der alte Müller [?]. Rückkehr in seine Kajütenwohnung. Sie standen schon und warteten in Ängsten. Niemand sprach. Aber alle waren erhoben.

Die Szene in Krummhübel¹². Tag über draußen die Landstraße geflickt, Lehm, Steine. Von meiner Wohnung nah dem Gasthaus sah ich ihn. Nun war Abend. Höher hinauf im Gebirge, vom Hauptweg abgezweigt, stand ein kleines weißes Haus. Als ich dann vorüberkam, erkannte ich wieder den Mann, der an der Straße gearbeitet hatte. Er saß auf einer Bank, an dem alten Birnbaum hing die Sense, nach dem Stall zu war eine Mistgrube. Drin stand seine junge^{12a} Frau, eine schöne Person, von dem feinen Bau, den die schlesischen Gebirgsbewohner haben, den roten Rock geschürzt, das Gesicht von dem roten Kopftuch eingerahmt. Dabei hantierte sie mit der Forke und belud den Wagen, schon für den andern Tag. Dann und wann sah sie von der Arbeit auf nach dem Haus hinüber, wo der Häusler seinen zweijährigen^{12b} Jungen auf sein Knie gestellt hatte. Die Hühner pickten im Gras umher, und auf die blanken Blätter^{12c} des Birnbaums fielen die letzten Strahlen der Sonne. Man kann sich täuschen über Glück. Aber das *war* Glück.

Ein 3. Beispiel aus der Wissenschafts- oder Gelehrten- oder Künstler-sphäre nehmen.

2. Du selbst!

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber.
Th. Storm¹¹

Das Herkömmliche ist, den Egoismus zu verdammen. Er ist auch nicht bloß eine schlechte, sondern eine niedre Form des Daseins. Und doch wird er einem aufgezwungen. Es hilft nichts; es ist nicht immer so, aber oft; es ist die Regel. Wer ganz auf der Höhe steht, den ficht es nicht an; *die Liebe ist siegreich über alles*. Wer aber die Liebe *nicht* hat, seiner ganzen Natur nach sie haben nicht kann und nicht haben *will*, wer statt ihrer Ehre, Gewichtigkeit, Wahrheit hat oder ihnen ehrlich nachstrebt, der wird *egoistisch*, nicht nach freier Wahl, sondern durch den Zwang der Verhältnisse. Alle Freunde, alle Kollegen, alle Mitstreiter lassen einen im Stich. Hätte man das höchste Maß alles verzeihender, selbstsuchtloser Liebe, so würde man die widerstrebenden Herzen schließlich *doch* zwingen, schließlich sich *doch* unterwerfen, indem man sich ihnen unterwirft; aber in Ermangelung dieses höchsten Liebesmaßes nutzt einem die Durchschnitts-Liebe nicht. Sie reicht nicht aus, die *Gemeinheit* der uns umgebenden Masse zu besiegen; so treten wir, beständig empört, in Kampf gegen dieselbe und sehen uns zuletzt vereinsamt, weil niemand an die Ehrlichkeit dieses Kampfes glaubt oder [die Masse] sich beleidigt fühlt dadurch, daß ein anderer auf diesem Gebiete mehr leisten will als sie, über die Köpfe der Durchschnittsnaturen hinauswachsen will. Ein Friedensschluß ist nicht möglich; die Durchschnittler *wollen* keinen Frieden mit uns; sie wollen die Nivellierung, die Gleichstellung mit ihnen.

Daß wir über sie hinauswollen oder sie nachziehen wollen, wird als Dünkel, Anmaßung ausgelegt. Jedes Selbstbewußtsein ist ein Vergehn, ist verwerflich, auch wenn es das berechtig[t]ste, das unbestreitbar zulässigste wäre. Nichts ist so weit verbreitet wie Neid, Scheelsucht, fanatischer Gleichberechtigungshang, Nivellierungssucht. So wird der, der von Nivellierung nicht wissen will, der ebenso gewiß sich über *diesen hinaus* wie hinter jenem *zurück* fühlt und^{13a} jenes ebenso gut^{13b} anerkannt wissen will, wie er dieses *seinerseits* anerkennt, in die Isolierung [...] ^{13c} und hat „vom Leben nur noch sich selber“.

Es ist kein Idealzustand, aber es kommt enfin¹⁴ dem Ideale näher und ist viel, viel eher erträglich als die aus Schwäche und Bequemlichkeit geborene frère-cochon-schaft¹⁵, die nur kostet, nur drückt, nur langweilt und an Lebensgütern nichts bringt. So beklag ich das „Du selbst“ und schreib es faute de mieux¹⁶ doch auf meine Fahne.

Nachbemerkungen

1. Zur Seifensiederproblematik

Im ersten Entwurf, in dem Fontane sich gleichsam gesprächsweise an eine Frau wendet und worin uns einige Sätze zumindest sehr sonderbar vorkommen, spiegelt sich die Widersprüchlichkeit, die Fontanes Denken beherrschte. Obgleich die progressive Tendenz seiner Auffassungen z. T. deutlich hervortritt, zeigen doch die Um- und Abwege, die der Dichter einschlägt, um sein Ziel schließlich doch nicht zu erreichen, daß seinem ehrlichen und aufrichtigen Wollen nicht immer ein adäquates Können zur Seite stand.

Die Frage, um die es hier geht, nämlich wodurch veränderungsbedürftige gesellschaftliche Verhältnisse verändert werden können und sollen, hatte Fontane bereits in dem 1860 geschriebenen Kapitel über Friedrich August Ludwig von der Marwitz behandelt, das dann in den 2. Teil der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ einging. Nach der (hier allein interessierenden) Darstellung Fontanes beruhten die Differenzen zwischen Marwitz und Hardenberg darauf, daß Marwitz als Mittel gegen die gesellschaftlichen Mißstände in Preußen am Vorabend der Befreiungskriege den „Geist“ empfahl, d. h. eine Erneuerung der patriotischen Gesinnung und des ethisch-politischen Bewußtseins der Staatsbürger, während Hardenberg sich auf das „Geld“ verließ, also auf die nach und nach herbeizuführende Verbesserung der wirtschaftlichen Situation des Landes. Fontane fragt: „Beruht das Heil des Staates auf ökonomischen oder auf moralischen Prinzipien?“¹⁷. Wir lassen die Einwände beseite, die gegen die Äußerungen Fontanes über F. A. L. von der Marwitz erhoben werden müßten¹⁸, und halten nur fest, daß Fontanes Sympathien unverkennbar, wenn auch nicht uneingeschränkt Marwitz gehören. Damit gibt er im wesentlichen den „moralischen Prinzipien“ den Vorzug vor den „ökonomischen“, obschon die ökonomischen immerhin noch mit erwogen werden.

Das gleiche Problem wird in dem vorliegenden Entwurf erneut diskutiert, allerdings unter neuen geschichtlichen Bedingungen und bei veränderter Fragestellung.

Auch hier zwar postuliert Fontane einen Wandel in der Gesinnung der Menschen als Voraussetzung einer Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Auch hier soll also der „Geist“ helfen. Doch so nachdrücklich auch Fontane die Bedeutung der Arbeit als der Quelle wahren Glücks betonen mag, so tritt nun im übrigen die Veränderung der ökonomischen Grundlage der Gesellschaft nicht einmal mehr als mögliches, mit erwogenes Mittel auf, um gesellschaftliche Übel zu heilen. Vielmehr wird *ein* ökonomisches Phänomen, das Geld, aus seinem Wirkungsmechanismus herausgelöst und allein als die Ursache einer Fehlentwicklung der Gesellschaft hingestellt und folglich verurteilt, da es, nach Fontanes Meinung, Anlaß zu einer „falschen Beurteilung der Sachlage“ gibt. Denn es veranlasse die Menschen, einem Idol nachzulaufen, das sie fälschlich für das Glück halten, während es in Wahrheit nur eine Vortäuschung des Glücks sei.

Diese abstrakte, obgleich moralisch gerechtfertigte Verwerfung des Geldes als einer Grundlage des Glücks (Fontane geht es um das „Erlöschen der Sehnsucht danach“) zieht eine sachlich nicht gerechtfertigte Ausschaltung aller „ökonomischen Prinzipien“ aus Fontanes Überlegungen nach sich und verleitet zu der verfehlten Alternative „Glück-Geld“, die in eine Sackgasse führt und Fontane bei dem Bekenntnis zu einem kleinbürgerlichen und unpolitischen, bloß privaten Glücksbegriff enden läßt.

Man darf jedoch darüber die positiven Elemente in Fontanes Argumentation nicht verkennen. Der Dichter kritisiert und verwirft die Auffassung, daß der Erwerb von materiellen Gütern in möglichst großem Umfang „Glück“ bedeute. Er verurteilt dabei ganz eindeutig Unterdrückung und Ausbeutung, z. B. in Gestalt der Kolonialherrschaft. Er stellt fest, daß die eigene Arbeit den Kern des Glücks bildet. Das müßten die Menschen begreifen und erkennen, worin in Wahrheit das Glück besteht. In diesem Sinne schreibt Fontane: „Was ich von der Menschheit erhoffe, das heißt nicht Entsagung, sondern Erkenntnis, das heißt nicht Gleichgültigkeit gegen die Lebensfreuden, sondern Wahrnehmung, richtige Beobachtung, Wahrnehmung, wo diese Freuden sind und wo sie nicht sind“. Und zwar sollen die Menschen erkennen, daß Geld eben nicht Glück bedeutet.

Es ist klar, daß sich Fontane damit gegen die bürgerliche Ideologie und – objektiv – gegen die hemmungslose Profitsucht der Bourgeoisie wendet. Insofern geht Fontane hier wesentlich über die Kritik hinaus, die er in Briefen an der veräußerlichten Lebensführung der Bourgeoisie und seinem Protzertum geübt hat und die in „Frau Jenny Treibel“ zum wenn auch humoristisch behandelten Hauptthema wird. Denn Fontane nimmt nun das Großbürgertum nicht mehr aus, wie er das etwa in seinem Brief an Martha Fontane vom 18. 4. 1884 getan hat¹⁹.

Es ist aber auch klar, daß die geforderte Veränderung nach Fontanes Auffassung nur im Bereich der Ideologie abspielen soll und lediglich eine Sache der individuellen Erkenntnis wäre. Ein „gesunder“ Gedanke soll einen „kranken“ verdrängen. Nach Fontanes Meinung wäre es nur nötig, den Menschen recht deutlich vor Augen zu führen, daß eben im „Kleinen und Alltäglichen“ die wahre „Daseinsbefriedigung“ liegt, und schon müßte sich ein neues Bewußtsein herausbilden, das die Grundlage neuer Verhältnisse („goldenes Zeitalter“!) abzugeben hätte.

Das ist ein aufklärerischer Erziehungsoptimismus, der theoretisch respektabel, aber praktisch wirkungslos bleibt. Fontane versucht, einen utopischen Weg zu beschreiten, der nicht zum Ziel führen kann. Denn es ist eben nicht „wahr“, daß sich „jeder gesunde Gedanke“ so ohne weiteres, d. h. ohne praktisches kollektives Handeln, „zur Wirklichkeit“ durchringt. Darum hatte die Sozialdemokratie durchaus keine Veranlassung, die „Bude“ zuzumachen.

Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Denn es war wohl kein glücklicher Griff, ausgerechnet den Hagedornischen Seifensieder als Leitbild einer neuen Gesellschaft hinzustellen. Ist er doch weder ein „Literatur-“ noch ein „Lebensschatz“ und schon gar kein Weisheitsschatz, sondern vorrangig dazu da, kleinbürgerliche Genügsamkeit zu verherrlichen, mit dem Ziel, soziale Konflikte zu entschärfen und Klassenkämpfen aus dem Wege zu gehen.

Denn obgleich der Moral, die das Gedicht vermittelt, ein berechtigter Kern nicht abgesprochen werden kann, nämlich insofern es vor einer unangemessenen Überschätzung materieller Güter warnt, so wirkt es doch objektiv als Aufforderung an den kleinen Mann, sich mit dem ihm zuteil gewordenen Los zufrieden zu geben, da eine Existenz selbst an der Grenze des Mangels letzten Endes sogar besser und angenehmer sei als Reichtum. Denn Reichtum schaffe Sorgen. Zwar mochte eine solche Ermahnung zur Genügsamkeit bis zu einem gewissen Grade ihre Rechtfertigung in der tatsächlichen ökonomischen Lage der deutschen Kleinbürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden, doch die Hagedornische Aufforderung war nicht übertragbar auf die Verhältnisse, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts herrschten. Inzwischen hatten die Bezwingung und Aneignung der Natur durch den Menschen ungeahnte Fortschritte gemacht, so daß sich die Grenzen der berechtigten Ansprüche bedeutend ausgeweitet hatten.

Davon abgesehen, war jedoch Hagedorns Appell schon unter den Bedingungen des frühen 18. Jahrhunderts ökonomisch und politisch regressiv, weil er eine Aufforderung zur Passivität enthielt.

Fontane scheint diese Widersprüche entweder gar nicht oder doch erst bei der Arbeit an dem Entwurf bemerkt zu haben. Aber es mag dem Dichter klar geworden sein, daß er zwar anfangs behauptet, kein „Idyllist“ zu sein, daß aber das zweite Beispiel, das er am Schluß bringt (die beiden anderen sind zu wenig bzw. gar nicht ausgeführt) mindestens idyllische Züge trägt und keineswegs Verhältnisse darstellt, die für das

späte 19. Jahrhundert typisch gewesen wären oder gar in die Zukunft wiesen. Indem er seine Vorstellung vom Wesen des Glücks exemplifizierte, widersprach Fontane sich selbst. Denn er fand das „Glück des Kleinen“ in Zuständen, die zwar noch vorkommen mochten, aber in dieser idyllischen Ausprägung doch nur vereinzelt und am Rande dessen anzutreffen waren, was man die gesellschaftliche Wirklichkeit nennt.

Man darf annehmen, daß diese Widersprüche in Fontanes Konzeption vom Glück und seiner Realisierung den Dichter veranlaßt haben, den Entwurf liegen zu lassen und ihn nur als Versuch einer Selbstverständigung zu betrachten.

2. Fontane und Nietzsche

Bereits 1938 hat Israel S. Stamm in seinem Aufsatz „Goethe – Nietzsche – Fontane“²⁰, natürlich nach dem damaligen Stand der Fontane-Forschung und zudem von einem bürgerlich-liberalen, agnostizistischen Standpunkt aus, auf die Unvereinbarkeit der Lebensauffassungen Fontanes mit denen Nietzsches hingewiesen und dabei die Lebensverbundenheit und den Humanismus Fontanes betont. Doch erst Hans-Heinrich Reuter konnte, gestützt auf die großen Fortschritte, die die Fontane-Forschung seitdem gemacht hat, eine ausreichend begründete Analyse des Verhältnisses Fontanes zu Nietzsche bieten²¹. Danach hat Fontane den „destruktiven und antirationalen Zynismus, der sich hinter Nietzsches aggressiven Forderungen verbarg“, zunächst nicht durchschaut, darum Nietzsches Lösung von der „Umwertung“ vorübergehend aufgegriffen, aber in einem nicht metaphysischen, sondern höchst realistischen Sinne verwandt, wie aus verschiedenen Briefen aus den Jahren 1895 bis 1897 hervorgeht. Doch erfolgte bald danach in „Der Stechlin“ (Kapitel 9 und 33) eine deutliche Abwendung sowohl von Nietzsches „Umwertung aller Werte“ wie auch von seinem „Übermenschen“.

Wir möchten in diesem Zusammenhang noch auf folgendes aufmerksam machen:

Wenn sich Fontane zeitweilig des von Nietzsche stammenden Postulats der „Umwertung“ bedient, ohne zu erkennen, wie unvereinbar Nietzsches antihumane Metaphysik mit dem humanen Realismus war, den er selbst vertrat, so muß man dabei berücksichtigen, daß es nicht allein Fontane so ging. Auch namhafte deutsche Naturalisten, wie etwa Arno Holz und Michael Georg Conrad, meinten, sich auf Nietzsche berufen zu können, da ihnen Nietzsches skeptische Kulturkritik und sein Immoralismus imponierten, der ein scheinbar nützliches Kampfmittel gegen Philistermoral abgab²².

Eine solche Berufung auf Nietzsche wurde durch äußere Umstände gefördert. So wenig Beachtung Nietzsche vor 1889 gefunden hatte, so sehr setzte „in dem selben Jahr 1889, in dem der Geist Friedrich Nietzsches in Wahnsinn zusammenbrach“, die öffentliche Beschäftigung mit seiner Philosophie ein. „Jetzt begannen die Zeitschriften, nähere Auskunft über die Absichten des lebendigen Toten zu geben, und jene Flut von

Schriften für und wider ihn brauste herauf²³. Wenn Nietzsche auch von vornherein Gegner gehabt hat, so glaubten doch viele Intellektuelle, die gesellschaftskritisch eingestellt waren, Nietzsche als Verbündeten in Anspruch nehmen zu dürfen. Nietzsche wurde, wie Hans Kaufmann feststellt, „in der ersten Phase seiner Wirkung auf die deutsche Literatur überwiegend nicht als Ideologe reaktionärer Mobilisierung aufgefaßt, sondern lediglich als Interpret der am eigenen Leibe verspürten Krise der Gesellschaft“²⁴. Die größte Anziehungskraft übte dabei Nietzsches Kritik an der herkömmlichen Moral aus. „Indem Nietzsches Moralkritik sich unverhüllt zu dem bekannte, was herkömmliche Moral bisher für böse ausgegeben hatte, was aber vom Kapitalismus täglich produziert wurde (Egoismus, Unterdrückung, Herrschaft brutaler Triebhaftigkeit und so weiter), hatte sie den Schein der Vorurteilslosigkeit und der Radikalität für sich. Daß Nietzsche damit den herrschenden Klassen empfahl, sich von allen moralischen Hemmungen freizumachen und zu unverhüllter Barbarei überzugehen, daß die Triebkraft seiner Konzeption ein wilder Haß gegen alle Emanzipationsbestrebungen der Unterdrückten war, wurde kaum durchschaut“²⁵. In dieser ersten Phase der – noch undifferenzierten – Wirkung Nietzsches war Nietzsche eben für manchen lediglich ein Kritiker der Gesellschaft, der noch nicht daraufhin befragt wurde, von welchem Standpunkt aus und mit welchem Ziel er Kritik übte. Und selbst die „extrem subjektive Betrachtungsweise“, mit der Nietzsche an geschichtliche Vorgänge herantrat, schloß, wie Kaufmann hinzufügt, nicht aus, „daß bestimmte Momente seines Denkens das künstlerisch-kritische Vermögen einzelner Dichter schärften, indem sie das Mißtrauen in die Endgültigkeit und Würde der bestehenden Ordnung verstärkten und zum Abbau konventioneller und trügerischer Illusionen beitrugen“²⁶.

In diesem ziemlich oberflächlichen Sinne ist Nietzsches Philosophie anfangs von einigen verstanden worden. Und so verstand sie zunächst auch Fontane, der nachweislich bereits während seiner Beschäftigung mit Schopenhauer in den achtziger Jahren Schriften Nietzsches herangezogen hatte²⁷. Insbesondere da „der Beobachter und Empiriker Fontane [...] Zeit seines Lebens kein Freund theoretischer, gar spekulativer Gedankengänge“ war²⁸, wird er sich mit Nietzsches Werken nicht sehr eingehend befaßt haben. Das bezeugt Fontane sogar selbst, wenn er am 8. 6. 1893 an Friedrich Stephany schreibt: „Was Nietzsche angeht, so stimme ich Ihnen, nach dem wenigen, was ich von N[ietzsche] kenne, völlig bei“²⁹. Und er wird auch nichts dabei gefunden haben, wenn er Nietzsche so interpretierte, wie er ihn verstehen wollte.

Aus all dem erklärt sich Fontanes anfängliche, offenbar zustimmende Berufung auf Nietzsche.

Die ablehnende Haltung, die Fontane nachher in seinem letzten Roman gegenüber Nietzsche einnahm, führte ihn in das Lager der Gegner Nietzsches, an deren Spitze, weil mit den besten, wissenschaftlich begründeten Argumenten ausgerüstet, Franz Mehring stand³⁰. Zugleich

rückte Fontane damit in die Nähe jener ihm befreundeten bzw. bekannten Schriftsteller, die Nietzsches ethischen Nihilismus und seine Metaphysik des Übermenschen kritisierten. Bereits 1893 hatte der schweizerische Schriftsteller Joseph Viktor Widmann, mit dem Fontane gelegentlich korrespondiert hat, in seinem Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse“ gegen Nietzsches Nihilismus Stellung genommen. (Über die Erstaufführung am 9. 11. 1893 im Berliner Theater berichtete Paul Schlenther am 10. 11. 1893 in der „Vossischen Zeitung“.) Einige Jahre später haben dann Paul Heyse in seinem Roman „Über allen Gipfeln“ (1895)³¹ und Friedrich Spielhagen in der Novelle „Faustulus“ (1898) Nietzsches Lehre vom Übermenschen ad absurdum zu führen versucht. Von dem Schauspiel Widmanns dürfte Fontane als eifriger Leser der „Vossischen Zeitung“ zumindest erfahren haben. Daß er die beiden Werke von Heyse und Spielhagen gekannt oder noch kennen gelernt hat, läßt sich nicht erweisen.

Da nun Fontane in „Johann der muntre Seifensieder“ beinahe als ein begeisterter Anhänger Nietzsches auftritt (er könnte, ruft er aus, Nietzsche „die Hände dafür küssen“, daß Nietzsche das Wort „Umwertung“ erfunden habe), sich also noch ganz unkritisch verhält, so dürfte der Entwurf in die Anfangsphase von Fontanes erneuter Beschäftigung mit Nietzsche fallen. Diese Anfangsphase ist für uns in den Briefen von 1895 greifbar. So schreibt Fontane z. B. am 31. 8. 1895 an Karl Zöllner: „Das Wort von einer immer notwendiger werdenden ‚Umwertung‘ aller unsrer Vorstellungen ist das Bedeutendste, was Nietzsche ausgesprochen hat“³². Wir nehmen daher an – und das Schriftbild unterstützt diese Annahme –, daß der Entwurf „Johann der muntre Seifensieder“ etwa 1895 niedergeschrieben worden ist, jedenfalls noch vor Abschluß der Arbeit an „Der Stechlin“, d. h. vor Mitte 1897. Doch läßt sich diese Datierung nicht bündig beweisen. Fest steht allerdings, daß der Entwurf nicht vor August 1884 entstanden sein kann, d. h. nicht vor dem ersten Aufenthalt Fontanes in Krummhübel³³.

3. Isolierung und Egoismus

Der zweite, „Du selbst!“ betitelte Entwurf mutet an wie ein Seitenstück und zugleich eine Korrektur zu „Johann der muntre Seifensieder“. Von dem utopischen Versuch, eine neue, auf freiwilliger Selbstbeschränkung basierende Gesellschaft zu schaffen, ist hier allerdings keine Rede mehr. Statt dessen werden die Folgen beschrieben, die sich aus dem Tanz um die „goldnen Kälber“ und dem damit unweigerlich verbundenen Kampf aller gegen alle ergeben. Fontane analysiert die bürgerliche Gesellschaft seiner Zeit und kommt zu dem Schluß, daß dem Einzelnen in dieser Gesellschaft, wenn er nicht über eine alles besiegende Liebe verfügt, nur zwei Möglichkeiten bleiben: sich entweder zu unterwerfen und sich auf ein Durchschnittsmaß nivellieren zu lassen oder sich zu behaupten und sich damit zu isolieren, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Daraus entspringt notwendig das, was Fontane Egoismus nennt. Doch dieser

Egoismus ist kein freiwilliger, sondern die unumgängliche Folge der Verhältnisse, ein Produkt der Isolation, er ist „schlecht“ und dennoch „viel, viel eher erträglich, als die aus Schwäche und Bequemlichkeit geborene frère-cochon-schaft“. Das Sichzurückziehen auf das „Du selbst“ wird zwar beklagt, aber „faute de mieux“ hingenommen. Die Ursachen werden zwar mit dem Hinweis auf „den Zwang der Verhältnisse“ global umschrieben, aber nicht näher untersucht. Der Neid, der in „Johann der muntre Seifensieder“ nur eine sekundäre Rolle spielt, ist hier zum ausschlaggebenden Faktor erhoben. Zwar weist das Storm-Zitat noch auf seine ökonomischen Wurzeln hin, doch bleibt es sowohl in Storms Versen wie auch in Fontanes Ausführungen dabei, daß die erzwungene Distanzierung des nach Anerkennung strebenden Einzelnen, zumal des Künstlers, vom „Pöbel“ bzw. von der „Gemeinheit der uns umgebenden Masse“ grell hervortritt. Weder werden ernsthaft die Gründe erforscht, noch wird ein Ausweg gesucht.

Man könnte auch hier einen Einfluß Nietzsches auf Fontane vermuten, wenn man nicht wüßte, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse die Isolierung tagtäglich und so unübersehbar erzeugten, daß Fontane solche Überlegungen nicht von einem anderen zu übernehmen brauchte.

Es ist wahrscheinlich, daß Fontane den Entwurf nicht veröffentlicht hat, weil ihn das Resultat, zu dem er gelangt war, nicht befriedigte. In der Tat sehen wir hier Fontane einestells mit einer gewissen Ausschließlichkeit und Vermittlungslosigkeit urteilen („Ein Friedensschluß ist nicht möglich“), während er anderenteils dennoch Einschränkungen macht. Ferner fällt auf, daß der Entwurf jede über die Beschreibung eines erbärmlichen Zustandes hinausweisende Perspektive vermissen läßt. Fontane hat allerdings eine ähnliche Bemerkung seinem Tagebuch anvertraut, in dem es 1891 anläßlich der Verleihung des Schillerpreises heißt: „Denn mit der Ehre ist es so; im Publikum sind einige (auch nicht viele), die's mir gönnen, unter den Kollegen eigentlich keiner; jeder betrachtet es als eine Auszeichnung, die meinen Anspruch darauf übersteigt. Wenn man sich auch noch so niedrig taxiert, macht man immer wieder die Wahrnehmung, daß es doch noch zu hoch war und daß man in der allgemeinen Schätzung noch niedriger steht. Nun, auch gut. Alles ist nicht Schwindel, aber doch das meiste“³⁴. Doch in beiden Fällen erfährt die Ausschließlichkeit des persönlichen Bekenntnisses eine Einschränkung, die im übrigen ungenutzt bleibt, obwohl sie Ansätze zu einer Differenzierung der Aussage bot. In „Du selbst!“ räumt Fontane ein: „es ist nicht immer so“, während er im Tagebuch zugesteht: „Alles ist nicht Schwindel“. Damit wird aber die Gültigkeit der im selben Text getroffenen kategorischen Feststellungen eingegrenzt. Dieser Widerspruch zwischen der Ausschließlichkeit der Aussage einerseits und der dann doch vorgenommenen Einschränkung andererseits rechtfertigt vielleicht die Vermutung, daß Fontane diesen Entwurf als unfertig betrachtet und daher nicht publiziert hat.

Das Manuskript dürfte, nach der Schrift zu urteilen, aus den neunziger Jahren stammen.

Anmerkungen

Die Handschriften der beiden Entwürfe befinden sich im Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam. Für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung dankt der Herausgeber dem Archiv und seinem Leiter, Herrn Bibliotheksrat Joachim Schobeß.

Bei der Wiedergabe der Texte wurden Orthographie und Interpunktion modernisiert. Auf unsichere Lesungen wird durch ein Fragezeichen hingewiesen; nicht lesbare Wörter werden durch Punkte ersetzt. Von Fontane gestrichene Textteile sind, wenn sie sich entziffern ließen, in den Anmerkungen aufgeführt. Auf die nachträgliche Einfügung eines Wortes über der Zeile machen ebenfalls die Anmerkungen aufmerksam.

Die Hervorhebungen im Text stammen von Fontane. Alle Zusätze des Herausgebers stehen in eckigen Klammern.

- 1 Dem Gedicht „Johann der Seifensieder“ (1738), das weder von Magnus Gottfried Lichtwer noch von Konrad Pfeffel, sondern von Friedrich von Hagedorn (1708–1754) stammt, liegt ein Stoff zugrunde, dessen Erzähltradition sich bis ins Altertum zurückverfolgen läßt (vgl. E. K. Grotegut: The popularity of Friedrich von Hagedorn's Johann der Seifensieder. In: Neophilologus 44 [1960], S. 189–195). Hagedorns Seifensieder, der von der Hand in den Mund lebt, dabei aber stets fröhlich ist und gern singt, erhält von einem reichen Schlemmer, den Johanns Gesang stört, ein Geschenk von 50 Talern mit der Bedingung, fortan nicht mehr zu singen. Doch die Bewachung dieses kleinen Schatzes bereitet Johann nur Sorgen, beeinträchtigt seinen „frohen Sinn“, so daß er das Geld zurückgibt, um seine „Freiheit“ wiederzuerlangen, deren Glück nach seinen Worten „kein Gold bezahlt“. (Das Gedicht ist enthalten in: Das wahre Glück, ein Mensch zu sein. Lyrik der Aufklärung und des Sturm und Drang. Hrsg. von Jochen Golz. Berlin 1973, S. 119–122.)
 - 1a „unsre“ über der Zeile.
 - 1b hinter „Literatur“ gestrichen „und Leben“.
- 2 Der Stoff war in Frankreich u. a. von Lafontaine und Lesage behandelt worden.
- 3 (franz.) Sandverkäufer, Sandmann. Es ist unklar, an welches „Original“ Fontane denkt. Bei den Autoren, die den Stoff bearbeiteten, ist z. T. von einem Schmied, z. T. von einem Schuhmacher oder Flickschuster (franz.: savetier) die Rede.
 - 3a hinter „dieses“ gestrichen „gesegneten“.
 - 3b „muntren“ über der Zeile.
 - 3c „allzu“ über der Zeile.
 - 3d „Aber“ über der Zeile.
- 4 Ein wiedererstandener Geßner; gemeint ist der schweizerische Dichter Salomon Geßner (1730–1788), der besonders durch seine „Idyllen“ (1756–72) in Prosa bekannt geworden ist.
- 5 Eine solche „Umwertung“ hatte Friedrich Nietzsche in seiner Schrift „Götzendämmerung“ (1889) gefordert, nachdem er schon 1886 auf dem Umschlag seines Werkes „Jenseits von Gut und Böse“ eine Publikation mit dem Titel „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte“ angekündigt hatte, die jedoch nie erschienen ist (vgl. den Nachbericht des Herausgebers in: F. Nietzsche: Werke. Abt. 1. Bd. 8. Leipzig 1906, S. 448). Als 1. Buch eines von Nietzsche angeblich geplanten Werkes „Umwertung aller Werte“ wurde 1895 ein Entwurf in aphoristischer Form u. d. T. „Der Antichrist“ veröffentlicht.
 - 5a hinter „die“ gestrichen „Zahl“.
 - 5b „dramatische“ über der Zeile.
- 6 Die berühmtesten spanischen Konquistadoren Hernando Cortez (1485–1547) und Francisco Pizarro (1478–1541) eroberten Mexiko und das Inka-Reich (Peru, Chile). Pizarros Schuld, Triumph und Ende bildet den Gegenstand von Fontanes dreiteiligem Gedicht „Vergeltung“ (entstanden 1837/39; vgl. Th. Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 20. München 1962, S. 368–373). Die Geschichte der Entdeckung Amerikas und die Eroberungszüge der beiden Konquistadoren nannte Fontane ausdrücklich, als er am Schluß von „Meine Kinderjahre“ aufzählte, was er in der Schule gelernt hatte.
- 7 Robert Baron Clive of Plassey (1725–1774), englischer Kolonialpolitiker, 1764 zum Gouverneur von Ostindien ernannt.
- 8 Warren Hastings (1732–1818), englischer Kolonialpolitiker, seit 1774 Generalgouverneur in Ostindien.
 - 8a „Lügner“ [?] über der Zeile wiederholt.
 - 8b „nackte“ über der Zeile.
- 9 (engl.) Baumwolle.
- 10 (engl.) Lumpenwolle.
- 10a „im Kleinen und Alltäglichen“ über der Zeile.

- 10b „ärmlich“ über der Zeile.
 10c „daß“ über der Zeile.
 10d hinter „Kleinen“ gestrichen „besteht“.
 10e hinter „nicht“ gestrichen „darin, daß“.
 10f „es“ über der Zeile.
 11 In Warnemünde hat sich Fontane im Juli 1870 und im September 1871 aufgehalten.
 11a „Ich war mal in Warnemünde. Sturm war und ein Schiff draußen.“ über dem Anfang eines neuen Abschnitts nachträglich in kleinerer Schrift eingefügt.
 12 Dem ersten Aufenthalt in Krummhübel im Juli und August 1884 folgten weitere Sommerreisen nach Krummhübel in den Jahren 1885 bis 1888 und 1890.
 12a „junge“ über der Zeile.
 12b „zweijährigen“ über der Zeile.
 12c „die blanken Blätter“ über der Zeile.
 13 Das von Fontane gewählte Motto bildet die letzte Strophe von Theodor Storms bekanntem Gedicht „Für meine Söhne“ (1854).
 13a hinter „und“ gestrichen „beides“.
 13b „ebenso gut“ über der Zeile.
 13c Das nicht entzifferte Wort scheint ein „getrennt“ zu sein; vielleicht Verschreibung von „gedrängt“.
 14 (franz.) schließlich.
 15 Anbiederung; aus (franz.) frère = Bruder und (franz.) cochon = Schwein. Im 11. Kapitel von Fontanes „Stine“ sagt der alte Baron von den Sperlingen, die er beobachtet: „Hübsch [...] nicht und auch nicht wählerisch, [...] immer frère-cochon, aber auch immer amüsant, und das ist für mich das Entscheidende.“
 16 (franz.) in Ermanglung eines Besseren.
 17 Th. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Wohlfeile Ausg. 15./16. Aufl. T. 2. Stuttgart, Berlin 1919, S. 238.
 18 vgl. dazu Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Bd. 2. Berlin 1968, S. 573–584.
 19 Th. Fontane: Briefe an seine Familie. 8./10. Aufl. Bd. 1. Berlin 1924, S. 90 f. Auch in: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von G. Erler. Bd. 2. Berlin, Weimar 1968, S. 123 f.
 20 In: Germanic Review. Vol. 13 (1933), S. 252–258.
 21 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Bd. 2. Berlin 1968, S. 795–797.
 22 vgl. Literarische Manifeste des Naturalismus. Hrsg. von Erich Ruprecht. Stuttgart 1962, S. 198 und 254; s. a. das Register.
 23 Adalbert von Hanstein: Das jüngste Deutschland. 2. Abdruck. Leipzig 1901, S. 189. – Zur Nietzsche-Rezeption jener Zeit vgl. auch die Literaturangaben bei Rudolf von Gottschall: Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. 7. Aufl. Bd. 4. Breslau 1902, S. 636 und bei Gisela Deesz: Die Entwicklung des Nietzsche-Bildes in Deutschland. Würzburg 1933 (Bonn Phil. Diss. 1933).
 24 Hans Kaufmann: Krisen und Wandlungen der deutschen Literatur von Wedekind bis Feuchtwanger. Berlin, Weimar 1966, S. 37.
 25 ebenda, S. 39.
 26 ebenda, S. 40.
 27 Das geht aus Fontanes Notizbuch A 16 hervor, das im Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, aufbewahrt wird.
 28 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Bd. 1. Berlin 1968, S. 138.
 29 Dichter über ihre Dichtungen. Bd. 12,1: Theodor Fontane. Hrsg. von Richard Brinkmann, in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. München 1973, S. 448.
 30 vgl. F. Mehrings Auseinandersetzung mit Nietzsche in den Jahren 1891 bis 1899; enthalten in: Franz Mehring: Gesammelte Schriften. Bd. 13. Berlin 1961, S. 159 bis 183.
 31 In diesem Roman wendet sich Heyse gegen „die gottlosen Maximen des Herrn Nietzsche“ und kritisiert u. a. Nietzsches machiavellistische Morallehre, seine Theorie des Übermenschen sowie Nietzsches Forderung einer Umwertung der Werte (P. Heyse: Gesammelte Werke. Bd. 26. Berlin 1899, S. 115).
 32 Th. Fontane: Briefe. Hrsg. von K. Schreinert. Zu Ende geführt von Ch. Jolles. [Bd.] 4. Berlin 1971, S. 130.
 33 vgl. Anmerkung 12.
 34 Th. Fontane: Schriften zur Literatur. Hrsg. von H.-H. Reuter. Berlin 1960, S. 272.

Theodor Fontane jr. (1856—1933)

Beziehungen zu meinem Vater *)

Dieser Abschnitt meiner Erinnerungen müßte eigentlich zu ihrem Glanzstück werden, weil er durch seinen Stoff begreiflicher Weise sowohl für mich selbst als auch für meine Familie der weitaus interessanteste ist. Aus diesem Gefühl heraus habe ich mich nicht wie sonst frisch und unbefangen an die Niederschrift begeben und mich auch bei der endgültigen Fassung nicht auf Vornahme unwesentlicher Änderungen beschränken wollen, vielmehr versuchte ich, mir eine Gliederung zurecht zu legen, auf deren Basis ich verschiedene Ansätze zum Geistesflug wagte. Es wurde aber nichts daraus und konnte es auch nicht werden. Denn abgesehen davon, daß damit dieser Abschnitt dann zu sehr aus dem Rahmen des harmlosen Ganzen herausfallen würde, bin leider grade ich für solch ein Unterfangen, mit dem man Staat machen könnte, von den Kindern Theodor Fontanes das ungeeignetste. Meiner Schwester wäre eine derartige Aufgabe ohne Zweifel gelungen, aber auch mein Bruder Friedel würde wohl imstande sein, ein leidlich abgerundetes Bild unseres Vaters zu gestalten.

Mir dagegen fehlt es an den nötigen Unterlagen dazu, weil ich schon mit 14 Jahren aus dem Elternhaus schied und von da ab dort gewissermaßen nur Gastrollen gegeben habe. Ich erhielt also immer nur kurze, meist vorübergehende Eindrücke, noch dazu grade in den Jahrzehnten, in denen mein Papa nicht mehr bei der Kreuzzeitung fronte und überhaupt seinen inzwischen verständiger gewordenen Kindern nicht mehr wie ein Phoebus hinter den Wolken erschien, der uns anstelle einer festumrissenen Persönlichkeit mehr nur ein bloßer Begriff war und uns fast als Störenfried unserer kindlichen Ausgelassenheit galt.

Unter solchen, gegen meine Eignung sprechenden Umständen lag es nahe, diesen Abschnitt leider ungeschrieben zu lassen, wenn mich nicht folgendes Erlebnis ungestimmt hätte. Ende April 1899, also ein gutes halbes Jahr nach Papas Tod, traf ich mit meiner Mutter in Karlsbad zusammen, meinerseits, um etwas auszuspannen, vornehmlich aber, um Mama über grüblerische Erinnerungen hinwegzuhelfen, die dieser Kurort in ihr erwecken mußte, den sie öfter mit ihrem Mann besucht hatte. Es waren recht stille, aber anheimelnde zehn Tage, die mir deshalb in ganz besonders liebem Gedächtnis sind, weil sie beim Abschied mit den mich hocheufreudigen Worten endeten: „Ich danke Dir für diese Zeit, in der ich Dich durch den täglichen engen Verkehr so kennengelernt habe, wie Du eigentlich bist. Von Deinem innersten Wesen hatte ich mir bisher kein richtiges Bild machen können und verstehe jetzt und erkenne aus anderem Gesichtswinkel berechtigt an, was mir bei Dir manchmal unbegreiflich vorgekommen ist. Zu meiner Freude habe ich sogar feststellen dürfen, daß Du im Wesen, in Empfindungen und Anschauungen Deinem Vater viel ähnlicher bist, als ich dies je für möglich gehalten habe.“

*) Die Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Frau Ursula von Forster, einer Urenkelin des Dichters.

Diese Äußerung meiner etwas herben und grade mich mehr schätzenden als liebenden Mutter verklärte mir jene Karlsbader Tage. Außerdem verliehen sie mir eine gewisse Berechtigung, die Schilderung der Beziehungen zwischen meinem Vater und mir trotz aller eingangs erwähnten Zweifel zu wagen. Zwar werde ich dabei im wesentlichen von mir erzählen müssen, aber das Licht, das gleichzeitig auf meinen Vater fällt, wird viel von ihm verraten. Unleugbar liegt in jedem Menschen ein geheimnisvoller Kern versteckt, von dem aus unbewußt unser Empfinden und Handeln bestimmt wird und der gar nicht selten im Widerspruch zu dem steht, was wir selbst für unser ureignes Wesen halten. Zum Verständnis solch unerklärlicher Auswirkungen gelangt man kaum bei sich selbst, geschweige denn bei anderen Menschen, nur werden gleiche Wesensart für das Kennen und Erkennen des anderen förderlich sein, weil sich die tiefsten Quellen der Anschauungen und Handlungen aus dem selben Ursprung heraus wenigstens ahnen lassen.

Um nun endlich vom allgemeinen auf das Thema dieses Abschnitts zu kommen, so nehme ich als Beispiel für das vorher Gesagte eine Charaktereigenschaft meines Vaters vorweg, in der ich ihn besser zu verstehen glaube als seine Lebensgefährtin und seine ihn fast vergötternde Tochter. Beiden und auch wohl der Mehrzahl seiner Bekannten galt er als eine zache Natur, die im Einzelfall von seinen höchst temperamentvollen Damen sogar als Feigheit ausgelegt wurde. Sie verkannten sein zurückhaltendes Wesen, weil sie impulsiv einen Faustschlag auf den Tisch da für angebracht hielten, wo er noch Gegen Gründe gelten ließ oder zu verzeihender Milde neigte oder gar vornehm zur Tagesordnung überging, weil Sache oder Person ihm einen Disput nicht lohnten.

Ich denke darin anders über ihn und verweise mit dieser Meinung auf die in „Kriegsgefangen“ geschilderten Vorgänge während und nach seiner Festnahme in Domremy, in der Rattennacht zu Langres und der Rückreise von der Insel Oléron nach Genf. Man kann seinem Verhalten dabei eine große Hochachtung nicht versagen: ein ganzer Mann, klug genug, um die Gefahr für sein Leben zu erkennen, tapfer genug, um ihr bis zu den äußersten Konsequenzen ins Auge zu sehen. Dem möglichen Einwand, „ja so schreibt er zwar, aber als feinnervige Natur ist er sicher von Angstzuständen geplagt worden, die er in seinem Buch verschwiegen hat“, möchte ich widersprechen: *ich* glaube aus ähnlicher Veranlagung heraus an die Wahrheit seiner Darstellung. Naturen wie die unseren sind meist nur in der Vorstellung unsicher, vorsichtig, zurückhaltend. Sie vermeiden nicht nur gern große Szenen, schroffe Entschlüsse, sondern gehen ihnen allein aus ästhetischen Gründen der Abneigung gegen unvermeidliche Emotionen lieber aus dem Weg. Muß es aber sein, weil allzu wichtige Fragen wie etwa die Ehre ins Spiel kommen, oder ist aus einer drohenden Gefahr eine reale geworden, so wachsen sie über sich hinaus, werden ihrer Bedenken und ihrer Ängste völlig Herr und übertreffen alsdann nicht selten manchen sogenannten Helden des Alltags.

Handelte es sich bei meinem Vater 1870 um sein Leben, so 1876 bei Aufgabe der ihn finanziell sichernden Stellung an der Kunstakademie um sein Ehrgefühl und seine Menschenwürde. Vielleicht zu sensibel in Empfindungen, aber welche imponierende Größe im Handeln! Im Bewußtsein seines Wertes hatte er es früher jahrelang — anscheinend feige — eingesteckt und als Philosoph nur belächelt, wenn man glaubte, ihn als unstudierten Mann über die Schulter ansehen zu können. Hier aber fühlte er sich durch die Akademie erniedrigend behandelt und zog daraus mutig die Konsequenzen ohne Rücksichtnahme auf seine und seiner Familie wirtschaftliche Lage. Aber auch in Fragen seiner künstlerischen Überzeugung war er alles andere als feige, wie schon seine Tunnel- und Rütli-Tage zeigen. Da fand der Mann, der Ruhe und Frieden liebte, der offiziell nicht gern redete, sondern unverbindlich zu plaudern bevorzugte, dann durchaus den Mut zum Rufer im Streit und kannte kein Marchandieren und Paktieren, keine Opportunität, keine Rücksichtnahme auf etablierte Größen. Für ihn galt das „Vor Dir bestehen können“ in ganz besonderem Maße.

Ich komme nun zu einer andern Seite seines Wesens. Zwei Seelen wohnen — ach — in jedes Menschen Brust, und meinem Vater war nichts Menschliches fremd. Man kann sogar sagen, daß nur wenige ihre Seelenzweispältigkeit so hochgradig empfunden haben wie er. Das lag zum großen Teil in seinem besonders tief ausgebildeten Sinn für Wahrheit und — damit das Wahre auch in Wirklichkeit obsiege — für Gerechtigkeit. Allerdings neben diesem Sinn für das Wahre und seinem Streben danach hegte seine künstlerisch fein organisierte, um nicht zu sagen, komplizierte Natur ständig Zweifel an dem, was unbedingt und wirklich als wahr anzusehen sei. Diese skeptischen Bedenken richteten sich logischerweise auch gegen ihn selbst. Sobald er einen Gedanken ausgesprochen hatte und ihn damit zu etwas wirklich Vorhandenem und in weiterer Folge demnach zu einem nunmehr anfechtbaren Objekt gestaltet hatte, begann die Kritik in ihm wach zu werden. Er prüfte sich auf Herz und Nieren, ob das von ihm Gesagte tatsächlich auch ganz wahr sei, ob nicht Ausnahmen entstehen könnten, in denen es seine unbedingte Richtigkeit verlöre. Was ist Wahrheit? — diese mit Zweifeln belastete Überlegung mußte eine so gründliche und ehrliche Natur wie meinen Vater ganz besonders häufig beschleichen. Daher seine Neigung, die ausgesprochene Meinung wieder einzuschränken, daher seine unterschiedliche Ansicht zu Vorgängen, daher die gelegentlichen Widersprüche nicht nur in seinen kritischen Werken. Daher auch, um nur einen Punkt zu präzisieren, die unbestreitbare Tatsache, daß er in politischer Hinsicht als Schriftsteller von jeder Partei mit Fug und Recht für sich in Anspruch genommen werden kann. Ich entsinne mich, zu seinem Tode oder anläßlich eines Erinnerungstages im „Vorwärts“ eine Reihe übrigens guter Artikel gelesen zu haben, in denen mit Geschick versucht wurde unter Anführung zahlreicher Belegstellen aus seinen Werken, Theodor Fontane eine wahrhaft sozialdemokratische Gesinnung nachzuweisen. (Freilich hatte der Verfasser wohlweislich die zahlreichen Stellen nicht

erwähnt, aus denen die Neigung für König- und Junkertum spricht.)* Ähnliche Widersprüche zeigen sich auch in meines Vaters Stellungnahme zum Antisemitismus und andere Kardinalfragen, in denen sich die meisten Menschen doch eine feste unverrückbare Meinung gebildet haben. Er war eben, trotz und wegen seines starken Gefühls für die Wahrheit, ein „unsicherer Kantonist“, wie er sich gelegentlich selber nannte.

Aber noch eine andere Variante seiner Zwiespältigkeit möchte ich erwähnen. Jeder kent ihn als einen feinen, abgeklärten, überaus höflichen Mann, der fast altruistisch das Interesse anderer berücksichtigte und beinahe ängstlich jeden Mißklang vermied. Und doch barg sein Innerstes einen Vulkan, der freilich nur alle Jubeljahr mal ausbrach, auch durch kein Wölkchen aus dem Krater verriet, wie es drinnen gärte und siedete. Kam aber die Lava in die Höhe, so riß sie alle Widerstände, auch die selbst errichteten, nieder und der vornehme Charakter — man soll es kaum glauben — konnte sacksiedegrob werden.

Die erstaunlichste und vielleicht auch glücklichste Eigenschaft meines Vaters war aber sein fester Glaube an sich in Bezug auf sein künstlerisches Schaffen. Trotz seiner Bescheidenheit, trotz seines strengen, auch gegen sich selbst gerichteten Urteils in Kunstfragen, trotz der bis ins hohe Alter hinein ausbleibenden, lange Zeit nur von einer kleinen Gemeinde gezollten Anerkennung, ja auch trotz der oft scharfen Kritik, die seine treue Mitarbeiterin beim Abschreiben der durch ständige Korrekturen schier unleserlich gewordenen Entwürfe ausübte, war und blieb er der festen Überzeugung, daß seine Schöpfungen in der von ihm gewählten Form das künstlerisch Richtige darstellten, obwohl oder grade weil sie von den Werken der den Markt beherrschenden Schriftsteller abwichen und obwohl die materiellen Erfolge seiner emsigen Arbeit nur eben für seine und seiner Familie Lebensbedürfnisse langten. Meine das Talent ihres Mannes durchaus würdigende Mutter hätte hin und wieder zugunsten des klingenden Mammons eine Darstellungsweise bevorzugt, die dem Geschmack des breiten Publikums entsprach. Dafür hatte wiederum mein Vater durchaus Verständnis, so wenig angenehm er manchmal die Haltung seiner Lebensgefährtin seinen geistigen Kindern gegenüber empfunden haben mochte. Er war sich selbst darüber klar, daß die Auswahl und künstlerische Behandlung des Stoffes seiner Werke Kaviar für die Masse des Volkes war und daß er bei einer anderen Auffassung und Gestaltung mehr Beifall hätte einheimen können. Hierfür kann ich den Beweis erbringen: Eines Tages durfte ich ihn auf seinem Tiergarten-Spaziergang begleiten. Nach einer Gesprächspause begann er unvermittelt: „Morgen denke ich mit der elften, hoffentlichen letzten Durcharbeitung meiner ‚Grete Minde‘ fertig zu sein. Ich halte bei meiner Feilerei die

*) Bekanntlich hat Fontane die Sozialdemokratie des öfteren erwähnt, und auch mit Respekt. So stellt er in einer Theaterrezension, die am 21. 4. 1883 in der „Vossischen Zeitung“ erschien, fest: „Der Sozialdemokratie zu dienen, ist gefährlich, aber an Ehreneinbuße denkt kein Mensch mehr. Beinah umgekehrt.“ Was aber Fontanes „Neigung für König- und Junkertum“ angeht, so hatte immerhin der alte Fontane sie soweit überwunden, daß ihm der Junker nur noch als „Kunstfigur“ interessant, sonst aber „ein Greul“ war (wie Fontane am 14. V. 1894 an Georg Friedlaender schrieb). — Die Redaktion. —

Änderungen für Verbesserungen, verschließe mich aber nicht der Erkenntnis, daß mir darin in ganz Deutschland nur ein paar Leute, etwa Paul Heyse, zustimmen werden. Für alle anderen Leser habe ich mit meiner mühseligen Korrigiererei nur eine Verschlechterung erzielt.“

Seine überzeugungstreue, ehrliche Natur, eben das schon erwähnte „vor Dir bestehen können“ zwangen ihn im Gegensatz zur verstandesmäßigen Erkenntnis, so zu schaffen, wie es ihm der Genius eingab. Die Stoffe dazu machten ihm die geringste Sorge; sie flogen ihm nur so zu, und unbedeutendste Anlässe vermochten ihm Anregung zu neuen Werken zu geben. Ohne an Stoffmangel zu leiden, hätte er hunderte Jahre alt werden können, solch eine Fülle von kleinen Notizen hatte er, die manchmal nur in einem Zeitungsausschnitt oder in kürzester Zusammenstellung der Haupt- und Entwicklungsmomente bestanden, selten dagegen schon in Kapitelskizzierung.

Der eigentliche Schaffensakt vollzog sich schnell. An Tagen, wo Gesundheit, Stimmung, Ruhe günstig waren, hat er wohl ein ganzes Kapitel niedergeschrieben. So waren die Wochen der Urschöpfung seine glücklichste Zeit. Wäre die andere, die kritische Seite seiner Natur minder stark ausgebildet gewesen, so hätte er einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit und vermutlich ein wohlhabender Mann werden können. Daß er gleichwohl eine stattliche Anzahl von Werken geschaffen hat, ist auf das ihm beschiedene hohe Alter zurückzuführen, mehr aber noch auf den erstaunlichen Umstand, daß er in der Zeit vom sechzigsten bis fast achtzigsten Lebensjahre, wo bei anderen Schriftstellern die künstlerische Kraft zu erlahmen pflegt, seinen höchsten Aufschwung genommen hat. Vornehmlich aber spricht auch ein großer Fleiß mit, der von äußeren Einwirkungen kaum abgelenkt wurde. Man kann wohl sagen, daß seine ganze Lebensweise fast ausschließlich seinem Künstlertum diene. Anregung empfing er durch gute Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, durch Gespräche nicht nur mit klugen Menschen, sondern auch solchen, die den einfachen Kreisen angehörten und nicht nur oft seinen Sinn für Humor ergötzten, sondern ihm auch Typen für seine besten Gestalten aus dieser Volksschicht lieferten. Wichtig war ihm auch das Geplauder mit seiner nächsten Familie, da namentlich Frau und Tochter das seltene Talent besaßen, auch aus einer Kleinigkeit etwas Interessantes herauszuschälen. Gesellige Zusammenkünfte hat er in den ersten drei Jahrzehnten seiner fast fünfzigjährigen Ehe zwar notgedrungen, aber doch nicht grade ungerne übernommen; später traten sie in den Hintergrund. Auch aus ihnen nahm er Material für sein Schaffen, vor allem aus den Gesprächen. Von seinen Damen wurde ihm häufig der Vorwurf gemacht, daß er bei aller Liebenswürdigkeit seines Wesens kein gesellschaftliches Talent besitze, weil er sich in irgendeine zufällig angeknüpfte Unterhaltung mit irgendeiner Person zu verbeißen pflegte und dieses Opfer dann nicht mehr losließ, wohl aber sich anderen oft wichtigen und interessanteren Gästen nicht widmete. Papa gab diesen gesellschaftlichen Fehler lächelnd zu, versicherte aber, aus solch eingehender Einzeluntersuchung meist mehr zu lernen und künstlerisch dadurch stärker

angeregt zu werden als bei den notgedrungen sich meist an der Oberfläche haltenden Allgemeingesprächen.

Viel freie Zeit gewann er dadurch, daß er weder Klubgänger noch politischer Vereinsmeier, kein Lokalbesucher, kein Freund des Kartenspiels oder ähnlicher geistiger Zerstreuungen — das edle Schach mit eingeschlossen — war. Demzufolge schieden bei ihm alle Ablenkungen aus, die dem im modernen Leben stehenden Künstler über Gebühr Zeit und Nerven kosten. Er lebte im wesentlichen seiner Arbeit. Selbst seine Briefe, die er als ungewöhnlich höflicher Mann in zahlloser Menge schrieb und mit seiner persönlichen Note versah, waren Ausdruck seines künstlerischen Betätigungstriebes, an dem sich die Fontanegemeinde jetzt wohl ebenso erfreut wie an seinen dichterischen Werken, umso mehr, als seine Persönlichkeit grade in den Briefen am ungezwungensten sichtbar wird, sind diese ohne jede künstlerische Absicht geborenen „Kunstwerke“ ein ganz besonderer Schatz. Gleich den leichtbeschwingten Kindern seiner Briefmuse waren seine zum Druck bestimmten Werke zunächst das Ergebnis leichter Geburtswehen; das dicke Ende kam erst nach. Gleichgültig, ob der schöpferischen eine baldige Ausgestaltung folgte oder ob diese nach dem Horazischen Mahnwort in Angriff genommen wurde: non prematur in annum —, die Durch- und Umarbeitungsmonate waren stets eine anstrengende, nervenaufreibende Zeit. Sie standen im Zeichen von Ändern, Feilen, Kürzen. Bei der Neigung meines Vaters zu epischer Breite, die dem echten Fontane-Schwärmer oft die feinsten Leckerbissen bringt, würden Kürzungen dem Geschmack des Durchschnittspublikums sehr entsprochen haben, wenn sie sich nicht grade auf solche Stellen erstreckt hätten, von denen die breite Masse der Leser nicht genug bekommen kann: die Liebesszenen. Diese lagen der keuschen, wohl auch etwas kühlen und überdies so kritischen Natur meines Vaters gar nicht recht. In dieser Hinsicht sind mir zwei Aussprüche von ihm im Gedächtnis geblieben. Der erste galt seinem Kreuzzeitungs-Kollegen George Hesekiel und zeugt von der Abneigung meines Vaters gegen jede ausführliche Behandlung des Liebespunktes, indem er meinte: „Ich mag nun mal nicht die eingehende Schilderung von Minneszenen, bei denen man die Küsse zählen kann“. Die andere scherzhafte Bemerkung bezog sich auf Hesekiels gleichfalls und mit Erfolg schriftstellernde Tochter Ludovika: „Wenn Ludchen ihre eigenen Romane zweimal durchliest, ist sie so gut wie verheiratet“.

Diese verwerfende Ablehnung von ausmalender Erotik beruhte auf künstlerisch ästhetischen Grundsätzen und nicht etwa auf Prüderie. Dafür, daß Theodor Fontane literarisch Liebesverfehlungen nicht aus dem Weg ging, sondern vielmehr Irrungen-Wirrungen auf diesem Gebiet durchaus, freilich in dezenter Weise behandelte und meist durch drei Sternchen im Text andeutete, gibt es in seinen Werken genügend Beweise. Die drei Sternchen verführen mich ihrer Aufgabe gemäß dazu, eine kleine Anekdote einzuschieben, die sich auf die dergestalt gekennzeichnete Hingabe Victoire von Carayons an Schach von Wuthenow bezieht: Eines Tages erhielt mein Vater den anonymen Brief einer

Dame, die sich darin als seine Verehrerin bezeichnet, aber doch nicht umhin kann, dem Meister eine gar zu große Flüchtigkeit vorzuwerfen. Denn im letzten Kapitel spräche die verwitwete Victoire brieflich von ihrem Kinde, während doch Schach sich bereits unmittelbar nach dem Hochzeitsmahl erschossen habe! Dieser reinen, literarisch allerdings wenig geschulten Seele hatten also trotz des „Du“ im weiteren Verlauf des 8. Kapitels und trotz der „Zwangs“-Vorstellung beim König u. a. m. die drei Sternchen umsonst gestrahlt.

Um auf die angeschnittene Frage der Prüderie bei meinem Vater zurückzukommen – sie lag ihm völlig fern! Im Gegenteil, er konnte an recht gepfefferten Geschichten seine helle Freude haben, sofern sie nicht nur unanständig, sondern wirklich komisch waren. „Saftige“ Geschichten, die mein Bruder George aus dem Offiziers-Kasino oder ich von der studentischen Bierbank mitbrachten, fanden in unserm Vater beinahe immer einen dankbaren Zuhörer. In schier übertriebener Anerkennung vermochte er sich vor allem an aus dem Moment geborenen oder, wie er sich ausdrückte, aus der Pistole geschossenen Witzen zu erheitern. Die Gabe für solche Schlagfertigkeit besaß ich in höherem Grade als er und benutzte sie auch in dem Bewußtsein, damit meinem alten Herrn Spaß zu machen. Ein solcher Witz wurde gradezu eiserner Bestand unserer und nahe befreundeter Familien. Zum Verständnis muß ich vorausschicken, daß mein Vater, der im Straßen- oder gar Gesellschaftsanzug recht gut aussah, im Grunde auf seinen äußeren Eindruck wenig Wert legte, ein Empfinden, das er leider auf mich vererbt hat. An Tagen, die er seinem gewohnten Spaziergang nicht widmen konnte, blieb er häufig im ungestärkten Hemd mit einer seiner vielen alten Hosen sowie einem Schlafrock-Dienste leistenden, gleichfalls hochbetagten Überzieher. Da er in diesem Kostüm Näherstehende unbekümmert empfing, so gab es den eigenen Familienmitgliedern gegenüber kaum eine Gêne, weshalb auch meistens die Tragebänder fehlten, die der Bequemlichkeit halber an der Ausgehose geblieben waren. Eines Tages mochte sich das hintere Schnürband aus der Schnalle gelöst haben, jedenfalls rutschten meinem Vater beim plötzlichen Aufstehen die Unaussprechlichen herunter. Über das immerhin etwas Peinliche half ich sofort mit dem Hinweis hinweg: „Abfall der Niederlande“! – der dankbarste Lacher war natürlich mein Vater. Begreiflicherweise bereitete mir solche Anerkennung große Freude, aber es betraf doch immer nur Erzeugnisse des Augenblicks oder für den Augenblick, die mit diesem wie eine Seifenblase vergingen. Es war eine kleine, für das häusliche und gesellige Leben nette Mitgift, die jedoch auf Kalauer, Witze, Toaste und Gelegenheitsgedichte beschränkt blieb und der der väterliche Beifall auch nur innerhalb dieser Grenze galt. Versuche, diese Gabe weiter zu bilden und über das Gelegentliche hinaus Bleibendes zu schaffen, sind stets auf den entschiedensten Widerstand meines Vaters gestoßen. Dies klingt eigentlich viel zu feierlich, denn bis auf einen einzigen Fall ist bei den Gesprächen, die wir hierüber geführt haben, die Angelegenheit stets nur theoretisch erörtert worden mit dem Schlußrefrain: Bleibe Beamter und nähre Dich redlich! Einmal jedoch

habe ich meinem Vater eine kleine Novelle vorgelesen, zu der ich meine Eberswalder Eindrücke verwendet hatte. In das zweite Drittel fiel das Abendbrot, das wir beide allein einnahmen und das mir meinem schweigenden Papa gegenüber wie das Henkersmahl eines zum Tode Verurteilten vorkam. Jedenfalls war mir nachher bei der Hinrichtung selbst wohler. In liebenswürdiger Weise hob mein Vater hervor, daß mir die Naturschilderung und humoristische Ansätze meiner Arbeit gelungen seien, um dann aber abzuschließen: „Dennoch ist es nichts damit, man packt solche Dinge ganz anders an; laß die Hände davon!“ Ähnlich soll er sich meiner Schwester gegenüber, die er mit Recht für das begabteste seiner Kinder hielt, bei einem literarischen Versuch ihrerseits geäußert haben. Auf dem Gebiet der Schriftstellerei, das er, von den Eintagsfliegen der Journalistik abgesehen, für eine heilige Kunst hielt, war er ein überaus strenger Richter und kannte keinerlei Rücksichten, auch keine väterliche Schwäche. Solche Erkenntnis ist für den Betroffenen zunächst recht schmerzhaft, jedoch bin ich dem väterlichen Mentor dankbar, daß er sie mir beizeiten verschafft hat. Daß mein Vater in seiner Kritik objektiv war und nicht etwa nur den Maßstab eigenen Könnens und eigener Wesensart anlegte, sondern Talent auch auf ihm ferner liegendem Gebiet zu erkennen und anzuerkennen vermochte, hat er in seiner Stellungnahme zu den Realisten und Naturalisten — insbesondere zu Gerhart Hauptmann — bekundet. Anerkennende Kritik war bei ihm seltener als ablehnende, das ist umso erstaunlicher, als er bei seiner im Grunde weichen Natur, gar nicht so selten das „Suaviter im modo“ außer Acht ließ. Dies kann ich mir nur aus meiner eigenen Veranlagung heraus erklären, die mich trotz gleicher Neigung zur Milde im Zwang der dienstlichen Pflicht manchmal streng, ja, unerbittlich sein ließ.

Zu einer Strenge wie in künstlerischen Fragen hatte mein Vater jedoch auf pädagogischem Gebiet nur wenig Gelegenheit. Damit wurde er nur bei großen Haupt- und Staatsaktionen behelligt, und damit war ein fortiter in re unabweisbar. Da also Bestrafungen, wie sie auch bei leidlich gut geratenen Kindern vorkommen müssen, bei uns in das mütterliche Ressort fielen, sind mir die wenigen Ausnahmen besonders fest im Gedächtnis geblieben. Ein Fall betraf mich selbst:

Ein schöner Maitag. Ich war ein schwächtiger Vorschüler mit selbstverständlicher Maikäferpassion, die sich in der Umgegend der Hirschelstraße nicht verwirklichen ließ. Zum Glück hatte ich einen Schulkameraden Köhler, der mir mitfühlend einige Krabbeltiere versprach. Ich sollte sie mir im Laden seines Vaters in der Wilhelmstraße nahe dem Belle-Alliance-Platz abholen. Als ich, in Vorfreude schwelgend, aufgeregt dort ankam, hatte der Junge grade Klavierstunde. Nach mir ewig vorkommender Wartezeit erschien der Freund mit der niederschmetternden Kunde, daß die Biester alle krepirt seien, aber auch mit der frohen Botschaft „Wir holen uns neue!“ Munter ging es nun in die damals für leichtfüßige Jungens verhältnismäßig nahe Hasenheide, wo die Maikäfer im Schein der allerdings schon tiefstehenden Sonne munter herumschwirrten. Wir hatten zwar Jagdglück, aber die mitgebrachte

Holzschachtel erwies sich für die Beute als zu klein und da sich neben den üblichen „Müllern“ auch einige „Kaiser“ mit glänzenden Rückenschildern befanden, erregten wir bald den Neid ungeschickterer Jagdgenossen, die uns unsere Beute abnehmen wollten. So flohen wir auf weiten Umwegen durch den düster gewordenen Wald und erreichten endlich die schon im Schein der Laternen schimmernde Wilhelmstraße. Voll Erstaunen und mit leichtem Bangen sah ich vor dem Laden meinen Vater und Bruder George auf und ab schreiten, die mich nun schweigend ins Schlepptau nahmen. Diese Stille bedrückte mich zunehmend, so daß ich mich bemühte, einen aufkommenden Sturm durch die Schilderung meiner Erlebnisse und namentlich der die Verspätung verursachenden Umstände zu beschwichtigen. Aber mir wurde immer unheimlicher zu Mute, so daß ich schließlich meinen Bruder fragte, was denn los sei. Seine Antworten lauteten ausweichend für die Zukunft, für die Vergangenheit dahingehend, daß man über mein Ausbleiben erstaunt gewesen sei. Als ich auch zum Abendbrot noch nicht gekommen sei, wäre meine Mutter zu Tante Merckel hinüber gestürzt, wo man unter Tränen der Verzweiflung festgestellt habe, daß ein so artiger Knabe – (Anmerkung: *de mortuis semper nihil nisi bene*) – unmöglich bis in die dunkle Nacht hinein fortbleiben könne, folglich verunglückt sein müsse.

Mein Vater hörte dies alles mit an, sagte aber kein Wort. Dieses Abenteuer endete tragisch für mich. Ich war bereits im Nachthemd, als mir unsere Hausangestellte bedeutete, ich müsse wohl Papa Gute Nacht sagen; meine Mama war nach der Meldung von der Heimkehr des verlorenen Sohnes in der Dessauerstraße 4 geblieben. Ich ging also und machte nun leider im allerungeeignetsten Kostüm a posteriori die Bekanntschaft meines eigenen, vor Alter zusammengekrümmten Spazierstöckchens aus Hartgummi, das ich mit seiner indisch wirkenden Farbmusterung noch jetzt deutlich vor Augen habe. Ebenso wie das Strafinstrument ist mir der Gesichtsausdruck meines Vaters in Erinnerung geblieben, den ich mir aus folgendem Gedankengang seinerseits wohl richtig erkläre. Er hatte sich – objektiv wie er war – unterwegs sicherlich ein Bild von all den Umständen zurecht gelegt, die mein Verhalten als entschuldigbar oder doch weniger strafbar erscheinen ließen. Dieses Bild konnte aber das andere einer um den Verlust ihres Kindes fassungslos weinenden Mutter nicht auslöschen. Kontrast der Bilder, Konflikt zwischen Gnade und Strafe! Er selbst wäre wohl für Begnadigung gewesen, aber eine Rücksichtnahme auf die strenger denkende Lebensgefährtin war nicht weniger berechtigt. Verlangt doch die weibliche Psyche, ohnehin gar nicht so häufig zur Gnade geneigt, als man dem schwächeren Geschlecht zutrauen sollte, unweigerlich Strafe für umsonst ausgestandene Angst.

Außer diesem Vorfall, der noch sein Satyrspiel dadurch erhielt, daß mir unsere Waschfrau am nächsten Tag eine große Tüte voller Maikäfer der Sorte mitbrachte, meine Sammlerleidenschaft jedoch inzwischen völlig verraucht war, entsinne ich mich keiner weiteren väterlichen Exekutive

mir gegenüber. Wohl aber hat mir eine solche gegen meinen ältesten Bruder großen Eindruck gemacht, vielleicht auch grade dadurch, daß sie so ganz entgegen dem Wesen meines Vaters wie der Blitz aus heiterem Himmel erfolgte. Bruder George sollte anstelle des vielbeschäftigten Hausmädchens in später Abendstunde einen Brief zum Kasten bringen, was ihm wohl nicht recht paßte, weil er in einen spannenden Schmöker vertieft war. Er zeigte daher bei dem Auftrag einen muffelnden Gesichtsausdruck und bezog dafür schwupp ein paar tüchtige Ohrfeigen. Diese kamen für ihn wie auch für uns ganz überraschend, da bei mehrfachen früheren Anlässen, die viel schwerwiegender waren, eine Züchtigung angebracht gewesen wäre. Dennoch glaube ich jetzt, meinen Vater völlig zu verstehen. Er war sich seiner Ungeeignetheit in Erziehungsfragen, die z. T. auf Güte, mehr noch auf Indolenz und Abneigung gegen Szenen beruhte, wie auch der Tatsache bewußt, daß er infolge dieser Eigenschaften ein überaus milder, nachsichtiger, von seinen Kindern nichts beanspruchender Vater sei. Wenn er dann aber mal ganz ausnahmsweise einen Wunsch äußerte oder Auftrag erteilte, wie sie anderswo auf der Tagesordnung waren, so mußte dies seinen Kindern eine Freude sein, keinesfalls aber durften sie darüber Unmut verraten. In dieser Erkenntnis überwog bei meinem Vater das Gefühl der Gerechtigkeit und veranlaßte ihn, zu strafen. Daß mir ein so geringfügiger, dabei nicht einmal mich selbst betreffender Vorgang so lebhaft im Gedächtnis geblieben ist, beweist, wie selten er in häuslichen Familienangelegenheiten eingegriffen hat. Er war für uns Kinder ein Mann ohne Falsch und ganz ohne Pose und förderte durch sein Vorbild in uns den Sinn für das sittlich Vornehme und wahrhaft Edle. Ein erzieherisches Vorbild jedoch konnte er für uns nicht sein, denn dazu fehlt eine Entschlossenheit, die einer Persönlichkeit mit abgeklärter, aber auch wehmütig resignierender Lebenseinstellung meistens fehlen wird. Für den Daseinskampf war sein mehr zum Denken als zum Handeln neigendes, sich innerlich gern verschließendes Wesen wohl nicht der geeignete Mentor; er konnte im struggle of life schwerlich als erfolgreicher Streiter gelten und ließ sich lieber von den Geschehnissen leiten, als daß er sie von sich aus meisterte. Daher ist es nicht unwahrscheinlich und durch einige mündliche Andeutungen von ihm bestätigt, daß er im Daseinskampf allmählich unter den Schlitten gekommen wäre ohne den Rückhalt an seiner willensstarken, mit klarem Sinn für die praktischen Seiten des Lebens ausgerüsteten Frau. Ohne sie wäre sein Künstlertum sicher zu einer bohème geworden und die Wirkung eines Tröpfchens vom Blut des Onkel August hätte ihn – vielleicht! – ganz langsam abgleiten lassen. Diese Möglichkeit hätte aber überhaupt nur in seinen jüngeren Jahren bestanden, denn mit Hilfe seiner treuen, ihn sehr liebenden Braut und tatkräftigen Gattin ist er ohne Straucheln die Leiter immer sicherer emporgestiegen.

Begreiflicherweise ist seinen Kindern ein Vater lieber, der sich nicht recht durchzusetzen vermochte, als ein Mann rücksichtsloser Ellenbogenpolitik. Trotzdem gibt es Fälle, wo wir den von ihm eingeschlagenen

Weg nicht recht folgen konnten und in gereiftem Alter sogar leise den Kopf schüttelten, wenn wir Entschlußfähigkeit oder zu bequemem *laissez-aller* feststellen mußten. Zur Veranschaulichung will ich einen Fall als Beispiel herausgreifen, in welchem unser leises Befremden dem bereits längst Verblichenen galt. Im Hause meines Schwagers Fritsch berichtete uns meine Schwester eines Tages, sie habe in einer Buchhandlung die Neuauflage eines Romans von Papa entdeckt, bisher dafür jedoch ihren Honoraranteil nicht erhalten. Rückfragen ergaben, daß unser Vater für einige seiner Bücher Verlagsverträge abgeschlossen hatte, in denen ein Honorar für den Fall weiterer Auflagen überhaupt nicht vorgesehen waren, und das zu einer Zeit, da Papas einer Sohn Jurist, der andere Buchhändler war, also zweifellos auf diese Lücke im Vertrag hingewiesen hätten. Unrichtig wäre es, Papas Verhalten mit Gutmütigkeit zu erklären. Gutmütig war er eigentlich nicht, dazu war er zu kritisch, wohl aber besaß er namentlich an seinem Lebensabend die mildabgeklärte Güte des alten Stechlin. Für die früheren Jahre darf man wohl urteilen, daß seine Güte ebenso ästhetischen wie Herzensgründen entsprang. Das richtige Wort für diese Seite seines Charakters wäre wohl: Verbindlichkeit. Aus seinem vorbildlichen Wesen heraus war er ein so überaus artiger, liebenswürdiger Mensch, dem z. B. schon die Vorstellung innerstes Mißbehagen schuf, jemand könnte vergeblich von ihm eine briefliche Antwort erwarten. Freilich hat diese Medaille auch eine Kehrseite; als der Vorzug seines verbindlichen, artigen und gütigen Wesens mit einer erheblichen Schwäche gepaart war. Diese bestand in seiner teils instinktiven, teils grundsätzlichen Abneigung gegen Aussprachen und Klarstellungen, um möglichst Szenen auszuweichen. Da nun aber das tägliche Leben Mißverständnisse und Reibungen mit sich bringt, erscheint mir ein offenes Wort darüber ebenso erforderlich wie heilsam, gleichsam wie bei einem Gewitter, das Spannungen löst und Klarheit und Erfrischung bringt.

Das Bild der Persönlichkeit meines lieben Vaters könnte ich nicht besser abschließen als daß ich noch einige Niedlichkeiten von ihm berichte, die seine liebenswürdige Natur vielleicht noch mehr ins richtige Licht rücken. Sie betreffen einige Verse zu Geschenken an Freunde; da diese Gaben den beschränkten Mitteln des Hauses Fontane entsprechend recht bescheiden waren, erhielten sie ihren Wert erst durch die sie begleitenden Reime. So bekam eine Freundin Jahr für Jahr zum Geburtstag eine Flasche Kölnisch-Wasser mit scherzhaften Begleitworten, die einmal lauteten: „Was erfindungsarm mag scheinen, laß es gelten als ‚Treue im Kleinen!‘“ Am besten gefallen mir die Reime, die ein unverheirateter, zum Heiligen Abend bei den Eltern eingeladener Freund unter dem Tannenbaum neben einer Dose Zahnputzpulver fand: „Bitte? belieben Sie nicht zu stutzen, als wär hier die Mahnung zum Zähneputzen. — Ich würd' auch stehen an dieser Stätten, wenn Sie gar keine Zähne hätten!“

Häufiger als es seiner Muße und seiner Muse lieb sein konnte, wurde mein Vater durch die Übersendung von Autogramm-Alben behelligt.

In einem solchen hatte Wilhelm Raabe seinem Unmut mit folgendem Ausdruck verliehen: „Wirklich vornehme Naturen schämen sich stets für viele, mit denen sie es im Wandel und Handel dieser Erde zu thun bekommen, mit. Sie lassen sich aber grade deshalb desto williger bereit finden, alles das, was man von ihnen zu haben wünscht, herzugeben, freilich nur, um so rasch als möglich wieder Ruhe zu bekommen vor der Narrheit und Unverschämtheit des laufenden Tages. Das Beste, was der Mensch im Leben haben kann, ist ein Stück von dem, was er im Tode ganz haben wird — Ruhe.“ Mein milder denkender Papa dagegen bedachte die mannigfachen Umstände, welche jedem Sammler aus seiner Leidenschaft erwachsen. Hinter den giftspritzenden W. Raabe schrieb daher der gütig verstehende Theodor Fontane: „Müh' und Arbeit sind der Preis, den man für das Gelingen zahlt. Was weniger kostets, ist wenig wert.“

Christel Laufer (Berlin)

Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes *)

1.1 Der Nachlaß im Besitz der Familie

Theodor Fontane hatte sich zu Beginn des Jahres 1892, kurz nach Vollendung seines 72. Lebensjahres, dazu entschlossen, sein Testament zu machen. In juristischen Fragen wenig erfahren, wandte er sich an den Justizrat Dr. Paul Meyer, der — ein Freund seines Sohnes Theodor und Schwager seines Bankiers Julius Sternheim — ihm bekannt und vertraut war.

Da eigene Zeugnisse Fontanes über die Vorbesprechungen zur Abfassung des Testamententwurfs nicht existieren, können nur die „Erinnerungen“¹ Paul Meyers als Quelle dienen. Meyer berichtet, daß Fontane im ersten Gespräch über seinen letzten Willen angeordnet habe, „daß alle ungedruckten Schriftstücke, die in seinem Nachlaß vorgefunden würden, verbrannt werden sollten.“² Mit dieser Bestimmung, die von einer stark empfundenen Verantwortung des Dichters für sein Werk zeugt, mochte sich Paul Meyer nicht einverstanden erklären, da er zu Recht viel Wertvolles unter den ungedruckten Manuskripten vermutete. Die ökonomische Situation der Dichterfamilie, deren Einkommen ausschließlich auf der schriftstellerischen Arbeit Fontanes basierte, bot ihm die Möglichkeit des Einspruchs; er verwies darauf, daß im Falle solcher Regelung eine möglicherweise bedeutende Einnahme für Frau und Tochter ver-

*) Aus der Dissertation von Christel Laufer: „Vollständige Verzeichnung und Erschließung der Werkhandschriften ‚Unwiederbringlich‘, ‚Effi Briest‘, ‚Der Stechlin‘ von Theodor Fontane“. Berlin, Deutsche Akademie der Wissenschaften, Forschungsbereich Gesellschaftswissenschaften, Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Bd. 1. 2. Berlin, 7. 5. 1973.

loren wäre, wenn ein fast fertiges Manuskript, wie beispielsweise der kurz vor dem Abschluß stehende Roman „Effi Briest“, davon betroffen würde.³ Dieser Hinweis hatte den gewünschten Erfolg: Die Sorge um die finanzielle Sicherstellung seiner Angehörigen bewog Fontane zur Zurücknahme der Verfügung.

Um jedoch dem Verantwortungsgefühl des Dichters für seine handschriftliche Hinterlassenschaft Rechnung zu tragen, schlug Meyer vor, eine Kommission zu bestellen „und dieser die Entscheidung über den ungedruckten Nachlaß zu überlassen“.⁴ Einem Brief Fontanes an Paul Meyer vom 12. Februar 1892⁵ ist zu entnehmen, daß Fontane diesen Vorschlag akzeptiert und als Kommissionsmitglieder Dr. Paul Meyer, die Tochter Martha Fontane und Dr. Paul Schlenther benannt hatte.

Dieses Schreiben mußte bisher als einziger Beleg dafür gelten, wie gewissenhaft Fontane den von Paul Meyer im Anschluß an die Vorbesprechungen formulierten Testamententwurf überarbeitet hat. Die Überprüfung der Fontane-Handschriften-Bestände in Bibliotheken und Instituten der Deutschen Demokratischen Republik hat ergeben, daß noch ein weiteres Zeugnis erhalten geblieben ist, und zwar auf einer Manuskriptrückseite⁶ im Konvolut „Effi Briest“, das sich im Besitz des Märkischen Museums in Berlin befindet. Es enthält zwar keine unmittelbare Aussage zur handschriftlichen Hinterlassenschaft, erscheint für den Zusammenhang jedoch wichtig genug, um die Einfügung an dieser Stelle zu rechtfertigen.

„§ 4. Kann glaube ich wegfallen, da ich die Geschichte ein für allemal an Theo abgetreten habe. Der ganze Brast ist nicht mehr meine, sondern seine.

Nur das ist vielleicht noch aufzunehmen, daß zu einer nicht genau zu bestimmenden Zeit nach einem zwischen Dominik u. F. Fontane stattgehabten Uebereinkommen, E. Dominik das Recht hat, Stine in die ‚Ges: Werke‘ auf zu nehmen.

„übertragene Verlagsrechte“.

Die Aufzeichnungen lassen erkennen, daß Fontane sorgfältig und detailliert sowohl über die Verlagsrechte als auch über seine Vermögenswerte – der Paragraph 4 des Testaments regelt die Erbberechtigung für „Geld oder Werthpapiere(n)“⁷ – Bestimmungen getroffen hat; man darf schlußfolgern, daß auch die Befugnisse der Kommission, die sein geistiges Erbe verwalten sollte, eindeutig festgelegt worden sind.

Das fertige Testament wurde Anfang März 1892⁸ vom Ehepaar Fontane im Amtsgericht in der Neuen Friedrichstraße in Berlin hinterlegt. Fontane schreibt darüber am 10. März 1892 an die Tochter Mete:

„Unser Leben wickelt sich im alten Geleise ab. Aber doch mit kleinen Apartheiten. Am Montag waren wir auf dem Gericht, um unser Testament zu deponiren. Die betr. Gerichtsabtheilung hat ihren Sitz im alten Kadettencorps in der Neuen Friedrichs-

straße. Da saßen wir gut anderthalb Stunden in einer gelb gestrichenen Stube, wo noch alles nach alter Zeit und echt preußischer Ruppigkeit schmeckte.“⁹

Sechs schaffensreiche Jahre waren dem Dichter noch beschieden, am 20. September 1898 starb Theodor Fontane. Die Eröffnung des Testaments, die einige Wochen später erfolgte, brachte für die Beteiligten keine Überraschung.

Die Sorge für den literarischen Nachlaß, der zu den umfangreichsten des 19. Jahrhunderts gehört, übernahm Frau Emilie, durch das wechselseitige Testament auch ausdrücklich dazu legitimiert. Sie sichtete zunächst die Briefe, die Fontane noch selbst geordnet und sorgfältig mit Streifenband und Aufschrift versehen hatte, dann die zahlreichen Manuskriptkonvolute. Ganz im Sinne der ursprünglichen Verfügung über den Handschriftennachlaß hat die Witwe des Dichters vieles verbrannt, was ihr aus persönlichen oder künstlerischen Gründen nicht geeignet erschien, der Nachwelt überliefert zu werden. Als die Mitglieder der Kommission, die laut Testament erst nach dem Tode Emilie Fontanes wirksam werden sollten, davon erfuhren, schritten sie ein. Frau Emilie wurde nahegelegt, in Zweifelsfällen die Meinung der Kommission einzuholen. Außerdem ordnete Paul Schlenther, der sich als literarischer Berater besonders für das hinterlassene Werk verantwortlich fühlte, an, „alles nur Denkbare zu sammeln und aufzubewahren, vor allen Dingen nichts zu vernichten.“¹⁰

Da Schlenther als Direktor des Wiener Burgtheaters nur selten in Berlin anwesend sein konnte, übernahm Otto Pniower mit dem Einverständnis von Frau Emilie die Durchsicht der Manuskripte im Hinblick auf eine Gesamtausgabe. Pniower, der damals Assistent im Märkischen Provinzialmuseum, dem späteren Märkischen Museum, war (erst 1918 wurde ihm die Direktion des Hauses übertragen), hat wahrscheinlich den Anstoß gegeben für die von Emilie Fontane geäußerte Absicht, den literarischen Nachlaß des Dichters dem Museum zu übereignen.

Diese Absicht Emilie Fontanes wurde nach ihrem Tode – sie starb am 18. Februar 1902 im Alter von 77 Jahren – der Öffentlichkeit durch die Presse bekannt. Jeweils im Zusammenhang mit einem Nachruf bzw. einer kurzen Todesanzeige brachten mehrere deutsche Tageszeitungen¹¹ den Hinweis, daß Frau Emilie im Sommer 1901 ihr Testament dahin gehend geändert habe, daß Fontanes gesamter literarischer Nachlaß sowie der Schreibtisch, an dem er Jahrzehnte gearbeitet, dem Märkischen Museum überwiesen werden solle.

Daß dieser Hinweis nicht den Tatsachen entsprach, kann hier erstmals belegt werden. Die einschlägige Fontane-Literatur¹² hat die Legende von der Testamentsänderung offenbar kritiklos aus den Zeitungsmeldungen übernommen und bis heute aufrechterhalten. Ein Brief Paul Schlenthers an Martha Fritsch, geborene Fontane, vom 4. März 1902, der aus dem Nachlaß Friedrich Fontanes überliefert ist und heute im Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Potsdam, aufbewahrt wird,¹³

gibt Auskunft über den wahren Sachverhalt. Das Schreiben ist – von kurzen Auszügen¹⁴ abgesehen, die das in diesem Zusammenhang Wesentliche nicht berühren – bisher ungedruckt; mit freundlicher Genehmigung des Leiters des Fontane-Archivs, Joachim Schobeß, wird es daher an dieser Stelle vollständig wiedergegeben:

„Wien, 4. 3. 02.

Hochverehrte Freundin!

Es war mir sehr leid, daß ich Sie nicht mehr in Berlin besuchen konnte. Aber meine Zeit war so sehr durch Theatergeschäfte in Anspruch genommen, daß ich Sie höchstens auf eine Stippvisite hätte sehn können, und das Einzige wonach ich Verlangen trug, wäre ein gründliches und ergründendes, alles Mißverständliche beseitigendes, alles Mißtrauen bannendes, die Gegensätze versöhnendes Gespräch gewesen.

Über den Verbleib des Nachlasses habe ich von Ihrer teuren Mutter nur eine einzige Äußerung gehört. Das war am Charfreitag vorigen Jahres, als ich den Tag über zur Einsicht in die Papiere bei ihr war. Wir standen, wie so oft in der Nr 134c, vor dem alten Schreibtisch, dessen Schubladen sich mir zum ersten Mal öffnen sollten. Der alte Tisch am neuen Platz mutete mich fremd an, und sie merkte das. Dann sagte sie: „nach meinem Tode kommt der Schreibtisch mit allem was darin ist, ins neue Märkische Museum. Das hat mein Alter so gewollt, damit keins der Kinder durch den Besitz dieses teuersten Erbstücks vor den Andern bevorzugt wird.“ Sofort dachte ich, ohne es Ihrer Mutter auszusprechen, an die Möglichkeit, im neuen Museum ein Fontane-Zimmer einzurichten –, wie es im Wiener Rathause ein Grillparzer-Zimmer, in Zürich ein Gottfried Keller-Zimmer gibt. Dies Zimmer müßte möglichst treu dem lieben alten Arbeits- und Freudenraume in der Potsd. Str. nachgebildet werden, gefüllt mit Th. F.-Reliquien, soweit sie habhaft sind. Als Haupt- und Ehrenstück zwischen zwei Fenstern der Schreibtisch, und darin, soweit es Platz hat, das Fontane-Archiv. Wird Schreibtisch und Archiv der Stadt Berlin vermacht, so hätte die Stadt Berlin für würdige Einrichtung und sorgsame Pflege des Fontane-Zimmers zu sorgen. Der Biograph und Nachlaßbearbeiter aber müßte in diesem Zimmer, an diesem Schreibtisch arbeiten. Das war ein Bild, wie es mir vorschwebte, als Frau Emilie noch am Leben war. Ich glaubte, über das Schicksal des Schreibtisches und seines Inhalts sei endgiltig von beiden Eheleuten verfügt worden. Schon in Berlin hörte ich von Paul Meyer, und Ihr Schreiben, verehrte Freundin, bestätigt es mir, daß dieses nicht der Fall ist, daß Meister Theodor nichts verfügt habe und Frau Emilie einseitig nichts verfügen konnte. Nun, dann ist's ja klar. Das Recht über einen Schreibtisch als Möbelstück zu verfügen, haben nur die Erben; ebenso haben, wie mir scheint, über den Verbleib des litterarischen Nachlasses nur die Erben ein Verfügungsrecht. Die Commission ist nur dazu da, über die Veröffentlichung des litterarischen Nachlasses zu befinden. Soweit dieser Nachlaß Eigenthum ist, gehört er den Erben, soweit er ein öffentliches Interesse hat, unterliegt er den Bestimmungen der Commission. Daß Th. F. selbst ihm ein öffentliches Interesse zusprach, bewies er zur Genüge durch Einsetzung dieser Commission. Die Erben also haben den Nachlaß zu bewahren und zu besitzen, der Commission aber muß er jederzeit zugänglich bleiben und ohne ihre Genehmigung darf er weder verbreitet noch vernichtet werden. So liegen nach meiner Ansicht die Kompetenzen. Keineswegs aber ist der litterarische Nachlaß eines Dichters vom Range Th. F.'s ausschließlich Familienpapier, sondern er gehört auch zur Geschichte der Cultur seiner Zeit und seines Volks. In diesem Sinne hat die Commission zu walten. Daß Friedrich Fontane als Miterbe, Mitverleger, Mitarbeiter (denn das ist er) den Nachlaß bei sich aufbewahre, dagegen habe ich nicht das Mindeste einzuwenden.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus Ihr getreuer P. S.“

Das „Mißtrauen“ zwischen den Kommissionsmitgliedern, das Schlenther in seinem Brief sich bemüht zu beseitigen, ist doch offenbar verursacht worden durch die Zeitungsmeldungen, die mit der Todesnachricht die Bemerkung verbunden hatten, daß Emilie Fontane in oben zitierter Weise über den Dichternachlaß verfügt habe. Die Vermutung liegt nahe,

daß es Schlenther war, der die Presseagenturen in diesem Sinne unterrichtet hat. Er kannte aus dem Karfreitag-Gespräch von 1901 die Absicht von Frau Emilie, den „Schreibtisch mit allem was darin ist, ins neue Märkische Museum“ zu geben, eine Absicht, die er als treuer Sachwalter Fontanes, der die Bedeutung des Dichters frühzeitig erkannt hatte, nur begrüßen konnte und die er juristisch fixiert glaubte.

Daß es sich jedoch nicht so verhielt, läßt schon der Nachruf Otto Pniowers auf Emilie Fontane¹⁵ erkennen; hier, wo man am ehesten dergleichen hätte erwarten können, ist der Passus über die Nachlaßverfügung nicht zu finden.

Die Fontane-Erben mußten sich durch die öffentliche Bekanntgabe eines falschen Sachverhalts in ihren Eigentumsrechten und -vollmachten verletzt und hintergangen fühlen. Der Schlenther-Brief bezeugt zweifelsfrei: Emilie Fontane hatte zwar die Absicht geäußert, den literarischen Nachlaß ihres Lebensgefährten dem Märkischen Museum anzuvertrauen, rechtskräftig verfügen konnte sie diese Absicht jedoch nicht.

Das von Pietät diktierte Anliegen, einem Wunsch der verstorbenen Mutter — der zudem der Öffentlichkeit bereits bekannt war — zu entsprechen, sowie der Appell Paul Schlenthers, daß „der litterarische Nachlaß eines Dichters vom Range Th. F.'s“ nicht ausschließlich der Familie, sondern „zur Geschichte der Cultur seiner Zeit und seines Volks“ gehöre, mögen zu dem Entschluß der Erben geführt haben, die Handschriften der zu Lebzeiten Fontanes gedruckten Werke mitsamt dem Schreibtisch dem Märkischen Provinzialmuseum in Berlin zu übereignen.

Die Schenkung erfolgte im Jahre 1903. Da in der Fontane-Literatur¹⁶ in diesem Zusammenhang stets das Jahr 1901 genannt wird, sei hingewiesen auf das Inventarbuch XV₁ des Märkischen Provinzialmuseums, das vom Februar 1884 bis zum Januar 1921 geführt worden ist und heute im Archiv des Märkischen Museums verwahrt wird. Unter der Nummer 250 findet man darin folgende Eintragung:

Datum: „30. 7. 1903“; Gegenstand und Beschreibung:

„Manuskripte verschiedener gedruckter Werke Theodor Fontane's und zwar der folg:

1. Wanderungen durch die Mark.
2. Krieg von 1870/71.
3. Vor dem Sturm.
4. L'Adultera.
5. Ellernklipp.
6. Schach v. Wuthenow.
7. Graf Petöfy.
8. Unterm Birnbaum u. Onkel Dodo.
9. Stine
10. Quitt u. Wilh. Gentz.¹⁷
11. Unwiederbringlich.
12. Jenny Treibel.
13. Cécile.

14. Effi Briest.
15. Poggenpuhls.
16. Meine Kinderjahre.
17. Zwischen Zwanzig bis Dreißig.
18. Stechlin.
19. Geschichten und Plaudereien.“;

Erwerb: „Geschenk der Erben des Dichters.“

Danach ist zweierlei festzustellen, erstens: Die Kinder und Erben Emilie Fontanes haben — im Sinne der Mutter handelnd — die Manuskripte von gedruckten Werken dem Märkischen Provinzialmuseum geschenkt, nicht die Dichtergattin selbst und zweitens: Die Schenkung erfolgte im Jahre 1903, nicht schon 1901.

Das Märkische Provinzialmuseum hatte jedoch bereits vor dieser bedeutenden Stiftung Fontane-Handschriften in seinem Besitz. Seit dem 6. Juni 1876 existiert in seinen Sammlungen ein Fontane-Autograph, und zwar ein Brief vom 5. Mai 1876, den der Dichter in seiner Eigenschaft als Erster Sekretär der Akademie der Künste an den Berliner Tuchkaufmann Leo Alfieri gerichtet hatte; dieser, als Stifter der verschiedensten Exponate in den damals jährlich erschienenen Verwaltungsberichten des Märkischen Provinzialmuseums mehrfach erwähnt, muß nach Empfang des Briefes diesen umgehend dem Museum übergeben haben, da zwischen dem Briefdatum und dem Tag der Eintragung unter der Nummer 172 im Inventarbuch XII nur ein Zeitraum von vier Wochen liegt. Dieser Brief ist vermutlich das erste Fontane-Autograph in öffentlicher Hand.¹⁸ Auch der zweite Erwerbungsvermerk ist noch zu Lebzeiten Fontanes datiert. Wie im ersten Fall handelt es sich um einen Brief; Fontane hatte ihn am 15. November 1889 geschrieben und an den Stadtrat Ernst Friedel adressiert, der seit der Gründung des Märkischen Provinzialmuseums dessen langjähriger Leiter war. Für Stadtrat Friedel lag es nahe, das Autograph dem Museums-Archiv zu übereignen, wo es am 20. Januar 1890 inventarisiert worden ist.¹⁹

Die relativ frühe Archivierung von Autographen Theodor Fontanes, die bisher unbekannt war, läßt erkennen, daß das Märkische Provinzialmuseum von seiner Gründung an den Dichter Fontane zu würdigen wußte. Davon zeugt auch die Theodor-Fontane-Gedenktafel, die das Museum im Jahre 1899 am Hause Potsdamer Straße 134 c auf städtische Kosten hatte anbringen lassen.²⁰ Man wird sagen können, daß das Museum der rechte Ort war, den handschriftlichen Fontane-Nachlaß aufzunehmen und zu bewahren. Die Fontane-Erben hatten sich 1903 jedoch nur von den Handschriften der bereits gedruckten Werke getrennt, von denen kein finanzieller Gewinn mehr zu erwarten war — an den Autographenwert dachte man zu dieser Zeit noch nicht —, alles ungedruckte Material blieb in ihrem Besitz.

Die Zweiteilung des Nachlasses — verursacht durch die Bestrebungen der Erben, die geistige Hinterlassenschaft des Vaters gewinnbringend auszuschöpfen — ist praktisch der Ausgangspunkt gewesen für seine

Zersplitterung, die in den folgenden Jahrzehnten zum großen Nachteil der Forschung eingesetzt hat.

Zunächst blieb der unveröffentlichte Bestand des Nachlasses jedoch geschlossen in der Wohnung Friedrich Fontanes, wo sich die gesamte Hinterlassenschaft des Dichters befand, seit Frau Emilie im Frühjahr 1899 aus der Potsdamer Straße 134c zu ihrem jüngsten Sohn umgezogen war.²¹

Die testamentarisch eingesetzte Nachlaßkommission, die sich zu Lebzeiten Emilie Fontanes zurückgehalten hatte, begann nach ihrem Tode mit ihrer eigentlichen Tätigkeit, die sie vor allem darin erblickte, das handschriftliche Erbe Fontanes auf seine Veröffentlichungswürdigkeit zu prüfen und für die ausgewählten Materialien die Drucklegung zu betreiben. Aus Randbemerkungen der Kommissionsmitglieder, die auf erhaltenen Seiten potentieller Druckvorlagen²² überliefert sind, und aus dem Briefwechsel zwischen der Kommission und den erbberechtigten Familienmitgliedern, der sich im Geschäftsnachlaß Friedrich Fontanes²³ erhalten hat, lassen sich die Schwierigkeiten und Spannungen ablesen, die dabei auftraten. Während Paul Schlenther die Nachlaßmanuskripte vom Standpunkt des Sachwalters und Literaturfachmanns beurteilte, der die dichterische Aussage und Gestaltung als maßgebliche Kriterien für eine Veröffentlichung ansah, spielten bei den Äußerungen der Familienmitglieder zu Publikationsvorhaben auch merkantile und finanzielle Erwähnungen eine Rolle. Wissenschaftliche Verantwortung für den Nachlaß, Verlagsinteressen der Firma F. Fontane & Co. sowie Bedenken und Ansprüche der Familie waren nur schwer in Übereinstimmung zu bringen. Persönliche Empfindlichkeiten kamen dazu. Trotzdem gelang es der Kommission in relativ kurzer Zeit, Ergebnisse ihrer Arbeit vorzulegen.

Paul Schlenther hatte die Publikation ausgewählter Theaterkritiken übernommen, die Fontane als langjähriger Rezensent für die Vossische Zeitung verfaßt und sorgfältig gesammelt hatte;²⁴ sie erschienen im Jahre 1904 unter dem Titel „Causerien über Theater“. An der editorischen Arbeit war Otto Pniower²⁵ maßgeblich beteiligt.

Gleichfalls 1904 wurden die ersten beiden Bände von Briefen Fontanes an seine Familie²⁶ der Öffentlichkeit vorgelegt, für die Karl Emil Otto Fritsch verantwortlich zeichnete. Seine Ehefrau Martha, geborene Fontane, hatte jedoch wesentlichen Anteil an der Gestaltung der Bände; persönliche Bedenken waren ausschlaggebend dafür gewesen, daß sie die bibliographisch faßbare Mitverantwortung abgelehnt hatte.²⁷

Eine weitere Sammlung von Fontane-Briefen – ebenfalls zwei Bände – veranstalteten Otto Pniower und Paul Schlenther gemeinsam im Jahre 1909 im Gedenken an den 85. Geburtstag Emilie Fontanes;²⁸ in dieser Ausgabe wurden ausgewählte Briefe an „Freunde(n) und Freundinnen, Berufs- und Geschäftsgenossen“²⁹ sowie an Bekannte zusammengefaßt. Mit der Herausgabe ausgewählten Materials aus dem eigentlichen dichterischen Nachlaß wurde Josef Ettlinger betraut, den Friedrich

Fontane als zuverlässigen Autor seines Verlages kannte und schätzte. Dieser Band wurde im Jahre 1907 unter dem Titel „Aus dem Nachlaß“³⁰ veröffentlicht; er umfaßt den Roman „Mathilde Möhring“, eine Auslese von Gedichten, literarische Studien und Eindrücke und den Aufsatz „Die Märker und das Berlinertum“.

Friedrich Fontane, der die vier genannten Publikationen in seinem Verlag herausgebracht hatte, betrieb mit Billigung und Unterstützung der Nachlaßkommission vor allem den Plan einer Theodor-Fontane-Gesamtausgabe, ein hochgestecktes Ziel, das bis heute noch nicht verwirklicht werden konnte. Verlegerische Vorarbeit hatte er bereits zu Lebzeiten des Dichters geleistet; er war einmal bemüht, die Manuskripte des Vaters für seinen Verlag zu gewinnen, zum anderen versuchte er, sowohl Verlagsrechte zu erwerben als auch Restbestände von Einzelwerken Theodor Fontanes, die bei anderen Verlegern erschienen waren, aufzukaufen. Es war ihm auch gelungen, 1892 die erste zusammenfassende Ausgabe der Werke Fontanes in zwölf Bänden³¹ zu übernehmen, die Emil Dominik 1890/91 aus Anlaß des 70. Geburtstages von Theodor Fontane mehr schlecht als recht herausgebracht hatte.³² Da dank dieser Vorarbeiten verlagsrechtliche Schwierigkeiten weitgehend ausgeschaltet waren, konnte die Ausgabe der „Gesammelten Werke“³³ zügig erscheinen. In der I. Serie, die zehn Bände umfaßt, wurden ab 1905 in chronologischer Folge die epischen Werke von „Vor dem Sturm“ bis „Der Stechlin“ veröffentlicht; die II. Serie – mit elf Bänden – erschien ab 1908 und umfaßt vor allem Gedichte, Autobiographisches, Reisebücher, Briefe, Theaterkritiken und den Nachlaßband. Die Ausgabe repräsentiert das gemeinsame Bemühen von Verlag und Kommission um das Werk Fontanes und hat über mehrere Jahrzehnte als maßgeblich gegolten.

Der wissenschaftliche „Wert“ der Ausgaben, die unter der Verantwortung der Nachlaßkommission herausgegeben worden sind, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Hans-Heinrich Reuter, der 1961 zum ersten Mal mit Nachdruck auf die editorische Unzuverlässigkeit der frühen Quellenpublikationen aufmerksam gemacht hatte,³⁴ hat seitdem von mehreren Seiten die Bestätigung seiner Analyse erfahren.³⁵ Die Bedeutung der Ausgaben sollte jedoch nicht allein von der modernen Einschätzung her beurteilt werden; wenn sie auch nicht in allen Teilen den „echten“ Fontane wiedergeben – P. Schlenther,³⁶ K. E. O. Fritsch³⁷ und J. Ettlinger³⁸ haben jeweils im Vorwort zu ihren Ausgaben unzweideutig bekannt, daß sie in den originalen Fontane-Text eingegriffen haben –, so kommt ihnen trotz ihrer Fehler, Mängel und Schwächen doch die Bedeutung zu, für viele Jahrzehnte Ausgangspunkt der Beschäftigung mit dem Dichter gewesen zu sein. Dieser wirkungsgeschichtliche Aspekt verdient, gebührend beachtet zu werden.

Am 30. April 1916 starb Paul Schlenther. Sein Tod setzte dem Wirken der Nachlaßkommission ein Ende. Martha Fritsch – durch Krankheit und durch den Verlust ihres Gatten im Jahre 1915 in ihrer Aktivität gehemmt – und Justizrat Paul Meyer versäumten es, durch Kooptation eines Dritten den testamentarisch festgelegten Status wiederherzustellen.

Zudem waren die Jahre des ersten imperialistischen Weltkrieges nicht dazu angetan, neue Projekte hinsichtlich des Nachlasses zu planen. Dem Status der Kommission maß man daher vermutlich keine sonderliche Bedeutung zu. Seit Beginn des Jahres 1917 repräsentierte als einziges Mitglied schließlich nur noch Paul Meyer die Nachlaßkommission, da die Fontane-Tochter am 10. Januar 1917 verstorben war.

Einige Jahre später — vermutlich im Zusammenhang mit dem Fontane-Jubiläumsjahr 1919 — wollte Theodor Fontane junior die Kommission wieder aktivieren, und zwar durch seinen Beitritt und den Otto Pniowers, der ihm befreundet war. Diesem Vorhaben widersetzte sich jedoch Friedrich Fontane energisch, und der Jurist Paul Meyer mußte die Berechtigung seines Einspruchs anerkennen.³⁹

Da durch den Tod zweier Mitglieder und durch Uneinigkeit unter den verbliebenen Familienmitgliedern die Nachlaßkommission aufgehört hatte zu existieren, übernahmen die Fontane-Söhne Theodor und Friedrich die uneingeschränkte Verantwortung für die literarische Hinterlassenschaft ihres Vaters. Besonders hat sich der jüngste Sohn um das Erbe des Dichters bemüht. Nachdem er die Verlagsrechte der Firma F. Fontane & Co. dem Verleger Samuel Fischer verkauft und sich vom Verlagsgeschäft zurückgezogen hatte, übersiedelte er von Berlin nach Neuruppin. Hier, in der Geburtsstadt des Dichters Theodor Fontane, fand jetzt sein Nachlaß eine Heimstatt, fand Friedrich Fontane für viele Jahre seine Aufgabe in der Ordnung und Betreuung des umfangreichen Nachlaßmaterials.

Der Forschung gegenüber verhielten sich die Fontane-Erben außerordentlich großzügig. Wer Einsicht in die Handschriftenkonvolute begehrte, fand in Neuruppin freundliche Aufnahme. In Einzelfällen wurden sogar Leihgaben daraus gewährt. Anfragen der verschiedensten Art hat Friedrich Fontane stets bereitwillig beantwortet und damit gleichzeitig eine Auskunftskartei erarbeitet, die er ständig ergänzt hat. Publikationswünsche, den Nachlaßbestand betreffend, wurden mit Wohlwollen aufgenommen. Als wichtigste realisierte Vorhaben seien folgende genannt: „Das Fontane-Buch“ (1919) mit den Tagebuchaufzeichnungen aus den letzten Lebensjahren, das Ernst Heilborn herausgegeben hat, Mario Krammers Band „Theodor Fontanes engere Welt“ (1920) und Wolfgang Rosts „Allerlei Gereimtes“ (1932). Die Fontane-Söhne selbst brachten 1925 den ersten Band einer gegenüber der Schlenther-Auswahl stark erweiterten Neuausgabe „Plaudereien über Theater“⁴⁰ heraus.

Von den strengen Auswahlprinzipien, die Fontane für die Veröffentlichung seiner nachgelassenen Manuskripte angewandt wissen wollte, war wenig mehr zu spüren. Die Zeiten der Nachlaßkommission, die dem letzten Willen des Dichters in dieser Hinsicht gerecht werden sollte und wollte, waren vorüber.

Mit dem Jahre 1928 änderte sich die liberale Haltung der Fontane-Erben in bezug auf die Einsichtnahme in den Nachlaß schlagartig. Laut Urhebergesetz lief zu diesem Zeitpunkt die Schutzfrist für Fontane-

Werke ab, das heißt, daß die Erben ab sofort keinen Anspruch auf Tantiemen mehr hatten. Als Antwort darauf forderte Friedrich Fontane erweiterte Schutzbestimmungen für geistiges Eigentum und erklärte den gesamten Nachlaß und das dazugehörige Archiv für vorerst gesperrt für die Öffentlichkeit und für die wissenschaftliche Benutzung.⁴¹

Der Fortfall der Tantiemen aus dem frei gewordenen Werkverkauf bedeutete einen spürbaren Einkommensverlust für die Erben, die durch die radikalen Inflationsverluste bereits erhebliche Vermögenseinbußen hatten hinnehmen müssen. Es erschien ihnen nun finanziell unmöglich, den Nachlaß aus eigenen Mitteln weiterhin zu verwalten. Sie entschlossen sich daher, ihn zu verkaufen.

Das auslösende Moment für diesen schwerwiegenden Entschluß war vermutlich dadurch gegeben, daß die Berliner Universitäts-Bibliothek auf der Versteigerung der Autographenhandlung J. A. Stargardt im Dezember 1929⁴² den Nachlaß Bernhard von Lepels erworben hatte, der zu großen Teilen aus Fontaniana bestand: Gedichtmanuskripte, 173 eigenhändige Briefe an den Freund Lepel und Briefe von Tunnelmitgliedern an Fontane. Der Erlös aus dieser Versteigerung brachte den Lepel-Nachkommen die Summe von 5 000 RM ein.⁴³

Für den Verkauf des Fontane-Nachlasses glaubte man, ein Vielfaches dieses Betrages erzielen zu können. Er umfaßte zu diesem Zeitpunkt „a) rund 1 800 Originalbriefe Theodor Fontanes mit rund 7 500 Seiten. Dazu b) alle andern Fontaneschen Originale (Manuskripte usw.), d. h. in Summa rund 20 000 Seiten in Originalschrift Fontanes.“⁴⁴ Außerdem kamen dazu sämtliche Rechte, Abschriften, Sammlungen, Bilder, die Bibliothek und der Auskunftapparat, den Friedrich Fontane aufgebaut hatte.⁴⁵ Nach amtlicher Schätzung „durch zwei auf diesem Gebiet besonders bewanderte Professoren“⁴⁶ war dafür der Wert von 100 000 RM angesetzt worden.

Friedrich Fontane hat im Auftrag der Erben langjährige Verhandlungen wegen des Verkaufs geführt, vor allem mit der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, die jedoch an den knappen Etatsmitteln der Bibliothek scheiterten. Im Frühjahr 1933 wurden die Verhandlungen auf der Grundlage eines neuen Taxwertes von 30 000 RM⁴⁷ wieder belebt, aber auch diese Forderung, die Friedrich Fontane auf 20 000 RM heruntersetzte, erschien der Staatsbibliothek noch zu hoch. Sie unterbreitete ihrerseits das Angebot, 8 000 RM in zehn Jahresraten für den Gesamtnachlaß zu zahlen.⁴⁸

Diesen Preis, der in keinem Verhältnis zu dem Wert des Objekts stand, konnte und wollte Friedrich Fontane nicht akzeptieren. So sehr man vom Standpunkt der Forschung bedauern muß, daß er — der Bruder und Miterbe Theodor war im Mai des Jahres 1933 verstorben — sich nach dem Fehlschlag der Verkaufsverhandlungen endgültig zur Versteigerung des Nachlasses entschloß, so wenig wird man ihm leichtfertiges Handeln vorwerfen können. Die Berliner Autographenhandlung Hellmut Meyer & Ernst wurde erst dann mit der Auktion beauftragt, als sowohl die

Bemühungen um eine Beihilfe für die Verwaltung der Fontaneschen Hinterlassenschaft als auch die Versuche, für das Gesamtobjekt einen würdigen Käufer mit angemessenem finanziellen Angebot zu finden, gescheitert waren. Trotzdem ist die Tatsache nicht zu übersehen, daß der Sohn des Dichters mit diesem Entschluß den handschriftlichen Nachlaß Theodor Fontanes, der Bestandteil des kulturellen Erbes seines Volkes ist, zur Ware degradierte.

Die Versteigerung, mit der die Zerstückelung des Nachlasses massiv einsetzte, fand am 9. Oktober 1933 in der Lützowstraße 29 statt, unweit von Fontanes letzter Wohnung in der Potsdamer Straße. Gleichzeitig mit der schriftlichen Hinterlassenschaft Theodor Fontanes wurde der Nachlaß August von Kotzebues angeboten.⁴⁹ Ein anonymer Augenzeuge hat über dieses Ereignis in der Wochenschrift „Die Mark“ folgendermaßen berichtet:

„Noch nie zuvor ist weder in Berlin noch anderswo der schriftliche Nachlaß eines berühmten Dichters von einem derartigen Umfang versteigert worden, wie am Montag nachmittag jener Theodor Fontanes. Die Ankündigung der Versteigerung hatte den kleinen Saal des Antiquariats von Hellmut Meyer Ernst in Berlin bis zum letzten Plätzchen gefüllt, viele Sammler waren neben den Vertretern des Reichsarchivs, der Staatsbibliothek und des Vereins für die Geschichte Berlins erschienen. Das Interesse war sichtlich allgemein, die Kauflust aber verhältnismäßig recht gering. Das hing wohl auch damit zusammen, daß viele Preise, zumal der Gedichte, recht hoch waren, dem heutigen Geldmarkt wenig angepaßt; dann wieder konnte man im späteren Verlauf sehr gute Stücke preiswert erwerben, davon wurde auch Gebrauch gemacht.“⁵⁰

Für die Erben dürfte das Ergebnis der Auktion eine Enttäuschung gewesen sein. Die unsichere wirtschaftliche Situation in den ersten Monaten der Hitlerherrschaft war der Auktion nicht günstig. Private Interessenten kauften zögernd und zurückhaltend, und die staatlichen Institutionen waren an ihre gerade in dieser Zeit knappen Etatsmittel gebunden. Von den in 280 Nummern zerlegten und angebotenen Originalhandschriften fanden nur etwa ein Viertel einen Käufer. Gedichte und Balladen wurden wenig gekauft, Wandermaterial gar nicht. Die Preußische Staatsbibliothek brachte vor allem 66 Notizbücher, zahlreiche Novellenentwürfe — darunter das Manuskript „Mathilde Möhring“ —, einige Gedichte, Fontane-Briefe an Wilhelm und Henriette von Merckel sowie an Friedrich und Karl Eggers, Gerhart Hauptmanns und Spielhagens Briefe an Fontane und das Manuskript der Beschreibung der ersten englischen Reise von 1844 in ihren Besitz.⁵¹ Das Reichsarchiv in Potsdam kaufte Fontanes Briefe aus der französischen Kriegsgefangenschaft von 1870 und die Feldpostbriefe des jungen preußischen Offiziers George Fontane an seine Eltern. Nur um die acht Bände Tagebücher — geschrieben in den Jahren 1852 bis 1898 — entstand ein lebhafter Interessentenkampf, den der vermögende Privatsammler Paul Wallich, Bankdirektor in Berlin, für die Summe von 2 500 RM für sich entscheiden konnte. Gleich ihm erwarben zahlreiche andere private Autographensammler und Fontane-Liebhaber Einzel- und Kollektivstücke des Nachlasses, die für die Forschung in der Regel von nun an als verloren gelten konnten.

Für die meisten der Tagebücher trifft das bedauerlicherweise im vollen Wortsinne zu. Sie sind vermutlich den Bomben im zweiten imperialistischen Weltkrieg zum Opfer gefallen (das Bankhaus in Berlin, in dem sie verwahrt wurden, brannte aus). Jahrelang glaubte man, daß alle acht Tagebücher vernichtet seien; in den fünfziger Jahren tauchten jedoch drei Bände (1855/56, 1856/58, 1866/82)⁵² überraschend im Autographenhandel auf. Sie befinden sich jetzt im Potsdamer Fontane-Archiv. Vorbehaltlich des Eigentumsrechtes der Wallich-Erben, die heute im Ausland leben, stehen sie im Archiv der Forschung für Studienzwecke zur Verfügung.

Die Fontane-Erben erzielten durch die Versteigerung insgesamt einen Bargewinn von 8 283 RM.⁵³

Den verbliebenen Handschriftenbestand, der vorerst weiter in ihrem Depot lagerte, hat die Autographenhandlung Hellmut Meyer & Ernst auch noch nach der öffentlichen Auktion vom Oktober 1933 angeboten und ohne speziellen Auftrag der Erben weitere 29 Objekte im Gesamtwert von 7 323 RM verkauft.⁵⁴ Friedrich Fontane hat später nicht mehr angeben können, um welche Stücke es sich dabei gehandelt hat.⁵⁵

Die unverkäuflichen Handschriften, nach Umfang und Wert noch immer ein beträchtlicher Teilnachlaß, wurden von den Erben zurückgenommen und verblieben für die nächsten Jahre in Berlin-Wilmersdorf, in der Wohnung des ältesten Fontane-Enkels Otto Fontane.

Von den verschiedensten Seiten hat man nach der Versteigerung Friedrich Fontane mit vorwurfsvollen Fragen wegen der folgenschweren Zerstreuung der Fontane-Handschriften überhäuft. Man war sich darin einig, daß die Zerstückelung dieses großen und bedeutenden Nachlasses unbedingt hätte verhindert werden müssen.⁵⁶

Um seine Haltung zu rechtfertigen und sich „die Mühe zu ersparen, auf diese Frage immer von neuem mündlich oder schriftlich eingehen zu müssen“, hat Friedrich Fontane im Juni 1935 für seine „Freunde und Bekannte(n) im In- und Ausland“ ein drei Seiten umfassendes Rundschreiben⁵⁷ drucken lassen, in dem er den unerquicklichen und ergebnislosen Verlauf der Verhandlungen mit der Preußischen Staatsbibliothek über den Verkauf des Fontane-Nachlasses, der oben skizziert worden ist, ausführlich dargestellt hat. Dem Text ist die von Enttäuschung und Verärgerung zeugende Fußnote beigegeben: „Anfragen über das Leben Theodor Fontanes und die Entstehung seiner Werke können nicht mehr beantwortet werden.“⁵⁸

Die Vorwürfe, die Friedrich Fontane die Schuld an der Zerstückelung des Nachlasses zuschrieben, mögen jedoch dazu beigetragen haben, daß die Erben sich scheuten, die aus der Auktion von 1933 zurückgezogenen Teile des Nachlasses durch weiteren Einzelverkauf völlig zu zerstreuen.

Durch das Eingreifen Hermann Frickes, dem es mit tatkräftiger Unterstützung einiger einflußreicher Fontaneverehrer gelang, eine öffentliche Institution als Kaufinteressenten für den verbliebenen Fontane-Nachlaß zu gewinnen, konnte diese Gefahr endgültig gebannt werden. Hermann

Fricke verstand es, den Landeshauptmann der Provinz Brandenburg, Dietloff von Arnim, der einer alten märkischen Familie entstammte, von der Notwendigkeit des Ankaufs zu überzeugen.⁵⁹

Am 18. Dezember 1935 kam es in der Kurfürstenstraße 2 in Neuruppin zur entscheidenden Unterzeichnung des Vor-Vertrages,⁶⁰ der umgehend durch einen endgültigen Vertrag ersetzt werden sollte (Paragraph 7.), zwischen Friedrich Fontane, der die Erben vertrat, und dem Pressereferenten Dr. Hermann Fricke, der für den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg (Verwaltung des Provinzialverbandes) zeichnete. Dadurch wurden der gesamte handschriftliche Restnachlaß, Bilder und Erinnerungsstücke, die Handbibliothek, die von Friedrich Fontane erarbeiteten Auskunftskarteien und gesammelten Materialien sowie die Akten des Verlags F. Fontane & Co. Eigentum der Brandenburgischen Provinzialverwaltung.

Als Entgelt erhielten die Erben 7 000 RM — gefordert hatten sie 8 000 RM — und eine Soforthilfe für Friedrich Fontane durch eine Ehrengabe des Landeshauptmanns. Außerdem wurde ein Werkvertrag mit Friedrich Fontane unterzeichnet, durch den ihm bis an sein Lebensende — er starb am 22. September 1941 im 78. Lebensjahr — eine monatliche Zahlung zugesichert wurde.⁶¹

Dieser Vor-Vertrag, der als Gründungsurkunde des Theodor-Fontane-Archivs gewertet wird, bedeutete das Ende des Familienbesitzes am Fontane-Nachlaß. Sein wichtigster Paragraph (§ 3.) lautet: „Die Verwaltung des Provinzialverbandes verpflichtet sich, den Nachlaß im Archiv der Provinzialverwaltung, der Bg. Landesbücherei oder sonstwie der wissenschaftlichen Forschung dauernd öffentlich zugänglich zu machen.“

1.2 Der Nachlaß in öffentlicher Hand

Im Dezember 1935 war der Kaufvertrag zwischen den Fontane-Erben und der Brandenburgischen Provinzialverwaltung abgeschlossen worden, im Januar 1936 erfolgte die Übergabe der Fontaniana. Das gesamte Material wurde aus Friedrich Fontanes Neuruppiner Heim und Otto Fontanes Wilmersdorfer Wohnung in das Landeshaus der Provinz Brandenburg in Berlin W 35, Matthäikirchstraße 3/5, gebracht.⁶²

Dem Kulturverwaltungsbereich der Provinz entsprechend, wurde das Theodor-Fontane-Archiv als Teil des Brandenburgischen Schrifttumsarchiv aufgebaut, dem später der Nachlaß Martin Niendorfs und Willibald Alexis' sowie Handschriften Fouqués und anderer märkischer Dichter angegliedert werden konnten. Das Fontane-Archiv, dessen Leitung Hermann Fricke übernommen hatte, blieb nach Umfang und Bedeutung jedoch Hauptbestand des Schrifttumsarchivs.

Um es der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu machen, mußte mit der exakten Verzeichnung des gesamten Handschriftenbestandes begonnen werden, wobei das Provenienz-Prinzip der Fontanescher Ordnung bewahrt werden sollte.

Dieses Vorhaben fand Unterstützung durch das berühmte Fontane-Seminar, das Julius Petersen damals an der Berliner Universität leitete. Bekannte Fontane-Forscher, wie Kurt Schreinert, Henry Remak, Richard Samuel, sind aus diesem Seminar hervorgegangen.⁶³ Auch Charlotte Jolles und Jutta Fürstenau – beide bis heute um das Werk Theodor Fontanes bemüht – waren Petersen-Schülerinnen und Teilnehmer des Fontane-Seminars. Ihnen übertrug Hermann Fricke die Verzeichnungsarbeiten, deren Grundlage die mit dem Nachlaß erworbenen Karteien Friedrich Fontanes bildeten. Auf ihren gemeinsamen Vorarbeiten fußend, konnte Fricke schon im Jahre 1937 ein Bestandsverzeichnis vorlegen. Es erschien als „Beilage 4.“⁶⁴ in der ersten Veröffentlichung aus dem Theodor-Fontane-Archiv, mit der Fricke den Lebensweg der Dichtergattin Emilie Fontane nachgezeichnet hatte.

Wenn in der ersten Publikation neben der Darstellung vor allem unveröffentlichte Gedichte und Briefe von Theodor und Emilie Fontane zum Abdruck kamen, so war Frickes Bemühen bei der Edition des Prosa-Entwurfs „Die Likedeeler“⁶⁵ im folgenden Jahr darauf gerichtet, das nachgelassene Werk des Romanciers Fontane bekanntzumachen.

Als Beweis dafür, daß es der Leiter des Fontane-Archivs ernst nahm mit der im Vertrag festgelegten Verpflichtung, „den Nachlaß ... der wissenschaftlichen Forschung dauernd öffentlich zugänglich zu machen“, kann das 9. Heft der „Brandenburgischen Jahrbücher“⁶⁶ gelten, das Hermann Fricke aus Anlaß der 40jährigen Wiederkehr des Todestages im Jahre 1938 dem Gedächtnis Theodor Fontanes gewidmet hat. Darin sind mehrere junge Fontane-Forscher mit Beiträgen vertreten, in denen die verschiedenartigsten Originalmaterialien des Fontane-Archivs vorgestellt und interpretiert werden.

Der Ausbruch des zweiten imperialistischen Weltkrieges und die damit verbundenen radikalen Beschränkungen des Verlagswesens in ideologischer, materieller und finanzieller Hinsicht haben es verhindert, daß den erfreulichen Ergebnissen der Arbeit am Fontane-Nachlaß, seit er sich in öffentlicher Hand befand, Kontinuität beschieden war.

Mit Kriegsbeginn wurden das Theodor-Fontane-Archiv und große Teile der Brandenburgischen Landesbibliothek aus dem Landeshaus Berlin in die Landesanstalt nach Potsdam verlegt. In Panzerschränken verwahrt, die im Kellergang des Hauses der Kulturabteilung in der „Alten Zauche“ aufgestellt worden waren, fand das Archiv bis 1943 hier ein Asyl. Die sinnlose Verlängerung des Krieges und die Verschärfung der anglo-amerikanischen Bombenangriffe auf Berlin und Umgebung ließen wiederholt den Plan einer weiteren Auslagerung der wertvollen Fontane-Bestände aufkommen. Fricke hatte sich dem mehrfach erfolgreich widersetzen können. Nachdem er jedoch eingezogen worden war – Charlotte

Jolles mußte vor Ausbruch des Krieges nach England emigrieren, um der Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime zu entgehen —, wurde dieser Plan trotz seines Einspruchs verwirklicht. In der hektischen Atmosphäre der letzten Jahre des Dritten Reiches wurden die Fontane-Handschriften planlos und unsachgemäß verpackt — die Abschriften blieben in Potsdam — und in das Brandenburgische Arbeiterwandererheim „Rotes Luch“ bei Müncheberg (Mark) verlagert.⁶⁷

Die Preußische Staatsbibliothek, die auf der Auktion von 1933 zahlreiche Fontane-Handschriften erworben und diesen Besitz noch in den dreißiger Jahren durch weitere Ankäufe ergänzt hatte, mußte während des zweiten Weltkrieges nahezu den gesamten Bestand ihrer Handschriftensammlung aus Berlin verlagern.⁶⁸ Die Auslagerungsorte befanden sich in den verschiedensten Gebieten Deutschlands. Die Fontaniana sind vermutlich mit zahlreichen anderen Materialien (insgesamt 300 Kisten) im Oktober 1942 nach Schloß Gauernitz gelangt. Hier wurden sie von der Roten Armee sichergestellt und „am 30. September 1957 zusammen mit mehr als 16 000 Einheiten von Handschriften und Dokumenten aus dem Besitz von Bibliotheken der Deutschen Demokratischen Republik an die Deutsche Staatsbibliothek zurückgegeben.“⁶⁹

Der andere Teil des handschriftlichen Fontane-Nachlasses, der schon 1903 in öffentliche Hand gelangt war, ist nicht ausgelagert worden. Walther Stengel, seit dem Jahre 1925 Direktor des Märkischen Museums in Berlin, ließ die hier betreuten Handschriften, sorgsam in Kisten verpackt, in einem Raum unter dem Turm des Museums bringen, dessen Eingang besonders gesichert wurde.⁷⁰ Diese verantwortungsbewußte Vorsicht erwies sich jedoch als vergeblich. Nachdem Berlin in der Endphase des unheilvollen Krieges zur „Festung“ erklärt worden war, wurde das Museum, dicht an der Waisenbrücke gelegen, ohne Rücksicht auf die kulturellen Werte, die es beherbergte, für „Verteidigungszwecke“ ausgebaut. Dadurch wurde das Gebäude bei den Kampfhandlungen um die Berliner Innenstadt zu einem Konzentrationspunkt und erlitt infolgedessen noch kurz vor Kriegsende schwere Zerstörungen,⁷¹ von denen auch der Raum unter dem Turm, der so sicher schien, nicht verschont blieb.

Obwohl bereits im Mai 1945 mit den Wiederaufbauarbeiten am Märkischen Museum begonnen wurde und schon am 12. Juli 1946 die Eröffnung von 15 wiederhergestellten Ausstellungsräumen möglich war, scheint man erst spät zu den Fontane-Handschriften vorgedrungen zu sein, die — aus den aufgebrochenen Kisten herausgerissen — verstreut, verschmutzt und beschädigt im Keller aufgefunden wurden. Eine Tageszeitung brachte im Juli 1948 darüber folgende Notiz:

„Theodor Fontanes Romanmanuskripte.

Aus dem Schutt des Märkischen Museums sichtete jetzt Direktor Dr. Stengel die Originalhandschriften Fontanischer Romane. Es sind die Originale der Erzählungen ‚Unterm Birnbaum‘ und ‚Onkel Dodo‘, die Romane ‚L'Adultera‘, ‚Vor dem Sturm‘, ‚Effi Briest‘, ein Teil der ‚Wanderungen‘ und die autobiographischen Darstellungen ‚Meine Kinderjahre‘ und ‚Von Zwanzig bis Dreißig‘. sd.“⁷²

Dieser Zeitungshinweis ist nicht vollständig in der Angabe der Manuskripte, die aus den Trümmern geborgen werden konnten, er ist jedoch die erste Verlautbarung über die Fontane-Handschriften nach dem Kriege, der man entnehmen konnte, daß die Kriegereignisse auch an diesen Kulturgütern nicht spurlos vorübergegangen waren.

Um die Verluste exakt feststellen zu können, hat Hermann Fricke die erhaltenen Handschriften im Märkischen Museum gesichtet und eine kurze Bestandsverzeichnung der einzelnen Manuskript-Kästen vorgenommen. Auf dieser Grundlage wurde am 15. Juli 1949 die Eintragung aus dem Jahre 1903 im Inventarbuch XV₁ des Museums über den Erwerb der Fontane-Handschriften ergänzt, indem die verbliebenen Titel in der Rubrik „Bemerkungen“ mit einem „erh.“ versehen wurden und die vermißten mit einem kurzen waagerechten Strich. Danach müssen von 19 Manuskript-Titeln 10 als vernichtet bzw. abhanden gekommen gelten, und zwar die folgenden: „Ellernklipp“, „Schach von Wuthenow“, „Graf Petöfy“, „Stine“, „Quitt“, „Unwiederbringlich“, „Frau Jenny Treibel“, „Cécile“, „Poggenpuhls“ und „Geschichten und Plaudereien“. Das heißt, daß das Museum durch die Kriegereignisse mehr als die Hälfte seines ursprünglichen Besitzes an Fontane-Handschriften eingebüßt hat.

Erhalten geblieben sind die Manuskripte: „Vor dem Sturm“, „L'Adultera“, „Unterm Birnbaum“, „Eine Frau in meinen Jahren“, „Onkel Dodo“, „Meine Kinderjahre“, „Effi Briest“, „Von Zwanzig bis Dreißig“, „Der Stechlin“ sowie Teile der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ – einschließlich „Fünf Schlösser“ – und des Kriegsbuches „Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871“, die zusammen den noch immer beachtlichen Umfang von etwa 15 000 Handschriftenseiten ergeben. Sie werden bis heute im Märkischen Museum verwahrt und stehen dort der Forschung zur Verfügung.

Es ist auffällig, daß Hermann Fricke nach Beendigung des Krieges sich zwar der Fontane-Handschriften im Märkischen Museum angenommen, nicht aber dem Verbleib der ihm seit 1935 anvertrauten Archivbestände nachgeforscht hat.⁷³ Man kann das wohl nur so deuten, daß die Auslagerung des Potsdamer Materials, die er vergeblich zu verhindern versucht hatte, für ihn gleichbedeutend mit dem Totalverlust der Handschriften gewesen ist.

Einem Zufall, dem Eingreifen eines verantwortungsbewußten Menschen und dem Verständnis eines sowjetischen Kommandanten ist es zu danken, daß es zu einem Totalverlust der ins „Rote Luch“ gebrachten Fontane-Handschriften – der im Bereich des Wahrscheinlichen lag – nicht gekommen ist.

Frau Luise Röbel aus Neuenhagen bei Berlin, die im Jahre 1945 auf dem Provinzgut „Rotes Luch“ bei Müncheberg in der Mark Brandenburg tätig war, beobachtete bei Aufräumarbeiten eine Frau, die aus zur Abfuhr bestimmten Materialien eine Kranzschleife herauszog, die die Aufschrift trug „Unserem Theodor Fontane...“; dadurch aufmerksam

geworden, musterte Frau Röbel sowohl die aufgeladenen Sachen als auch den kellerartigen Raum, der ausgeräumt wurde, wobei sie handschriftliche Manuskripte entdeckte, die sie an sich nahm und im Büro des Gutes unterbrachte. Mit Unterstützung des Kommandanten einer im „Roten Luch“ stationierten sowjetischen Einheit, dem Luise Röbel deutlich machen konnte, daß bei den angeordneten Aufräumarbeiten aus Unkenntnis unersetzliche kulturelle Werte vernichtet würden, erreichte sie es, daß ein zweiter Raum verschlossen wurde, der mit Archivmaterial aus Potsdam vollgestopft und augenscheinlich schon durchwühlt worden war. Ihre angestrengten Bemühungen, im Sommer 1945 in Potsdam eine Institution zu finden, die sich für die im „Roten Luch“ lagernden Objekte verantwortlich fühlte, blieben ohne Erfolg. Sie nahm daher die Materialien, das heißt nur Handschriften, in ihre persönliche Obhut und versuchte, sie zu ordnen und entstandene Schäden nach Möglichkeit zu beheben. Bevor sie im Herbst 1945 das „Rote Luch“ verließ, forderte sie in einem Schreiben vom 17. November 1945 das Amt für Denkmalspflege in Potsdam auf, das Archivmaterial abzuholen. Im Mai 1946, als Jutta Fürstenau mit einem Auto auf dem Gut erschien, waren die Fontane-Handschriften jedoch nicht mehr am Ort. Luise Röbel, die sich in ihrer Begleitung befand, konnte erkunden, daß man die von ihr zur Abholung bereitgestellten Handschriften nach Buckow gebracht hatte, wo sie sie nach längerem Suchen schließlich im Keller der Bürgermeisterei wiederfand.⁷⁴

Das hier skizzierte Schicksal des Fontane-Nachlasses in den Jahren 1945 und 1946 ist erst nach 1967 vollständig bekannt geworden. Frau Luise Röbel hatte sich nach einer am 30. Januar 1967 vom Berliner Rundfunk übertragenen Sendung über das Wirken der Potsdamer Fontane-Stätte im Archiv gemeldet und über die Ereignisse von damals berichtet. Daraufhin wurde auf Anordnung des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen ein „Arbeitskreis zur Erforschung der Geschichte des Fontane-Archivs von 1943 bis 1948“ gebildet, der in seinem Abschlußbericht vom 3. Juli 1968 die Darstellung von Frau Röbel bestätigen und aktenkundig nachweisen konnte, „daß sich Frau Röbel also um die Sicherung der ausgelagerten Fontane-Handschriften sehr verdient gemacht hat.“⁷⁵

Die geretteten Bestände kamen 1947 nach Potsdam zurück und wurden von der neu gegründeten Brandenburgischen Landesbibliothek (ab 1948: Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek) übernommen. Trotz großer Schwierigkeiten beim Aufbau der Bibliothek und bei der Sichtung der völlig durcheinander geratenen Fontane-Handschriften, konnte im November 1948 der Minister für Volksbildung, Wissenschaft und Kunst des Landes Brandenburg, Friedrich Rücker, die erste Fontane-Ausstellung nach 1945 in Potsdam eröffnen.⁷⁶

Als am 1. Januar 1950 das Theodor-Fontane-Archiv wieder eine verantwortliche Leitung erhielt, stand fest, daß von dem Vorkriegsbestand an Handschriften nur etwa ein Drittel gerettet worden war, zwei Drittel mußten als Verlust gebucht werden. Diese erschreckende Bilanz konnte

im Laufe der Jahre im positiven Sinne korrigiert werden. Es stellte sich nämlich heraus, daß ein gut Teil der vermißten Handschriften nicht vernichtet, sondern entwendet worden war. Seit Ende der vierziger Jahre sind bis in unsere Tage auf Auktionen westdeutscher und West-Berliner Autographenhandlungen Fontaniana zur Versteigerung gelangt, die aus dem Vorkriegsbestand des Archivs stammen, was sich anhand eines maschinenschriftlichen Bestandsverzeichnisses, das vor 1945 erarbeitet wurde und sich im Staatsarchiv Potsdam erhalten hat, heute eindeutig nachweisen läßt. In den fünfziger Jahren haben Hans Werner Seiffert und Jutta Neuendorff-Fürstenau entscheidend dazu beigetragen, daß dieser Umstand aufgedeckt werden konnte und die Autographenhändler darüber informiert wurden. Einige Ansätze, den Dieben (bzw. dem Dieb) auf die Spur zu kommen, blieben ohne Ergebnis. Auch befürchtete man, durch entschiedene Maßnahmen in dieser Richtung, die Quellen zu verschließen, durch die die Fontane-Handschriften auf den Autographenmarkt gelangten, womit der Forschung ein schlechter Dienst erwiesen worden wäre.

Die großzügige Förderung durch das Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen, Fachsektor wissenschaftliche Bibliotheken, dem die Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek und damit das Theodor-Fontane-Archiv unterstellt waren, ermöglichte es der Archivleitung, ab 1958 einige Hundert Handschriften aus den vermißten Beständen zurückzukaufen; es handelte sich dabei vor allem um Briefe, frühe Gedichte, das Manuskript „Der deutsche Krieg 1866“ und Teile aus dem Konvolut „Ländchen Friesack“. In den ersten Jahren der Rückkaufmöglichkeit hat Hans Werner Seiffert die Archivleitung in diesem Bestreben vielfach beraten und unterstützt. Im Zusammenhang mit der Vorbereitung einer historisch-kritischen Fontane-Ausgabe der Deutschen Akademie der Wissenschaften sah er es als seine Aufgabe an, Anregungen für eine konzentrierte Erwerbungs politik des Archivs zu geben.

Die Rückerwerbung konnte sich jedoch nicht auf alle Autographen aus dem Potsdamer Altbestand erstrecken, die über den Autographenhandel wieder aufgetaucht waren. Besonders in den Jahren vor 1958, als das Fontane-Archiv noch wenig in Erscheinung getreten und auf dem Autographenmarkt als Interessent unbekannt war, sind Handschriften aus dem ehemals in Potsdam verwahrten Nachlaß in den Besitz von westdeutschen und West-Berliner Institutionen, von deutschen und ausländischen Privatsammlern übergegangen. Kurt Brückmann hat in seiner Festansprache auf dem Symposium zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs am 18. Dezember 1965 an die heutigen Besitzer appelliert, gegen Erstattung der Aufwendungen diese Handschriften dem rechtmäßigen Eigentümer, nämlich dem Theodor-Fontane-Archiv, zurückzugeben,⁷⁷ damit der Zerstückelung des Fontane-Nachlasses Einhalt geboten werde. Einige der angesprochenen Institutionen haben daraufhin dem Potsdamer Archiv kostenlos Photokopien der entsprechenden Handschriften übersandt.

Die Archivleitung hat sich jedoch nicht nur bemüht, Handschriften aus dem Vorkriegsbesitz nach Möglichkeit zurückzugewinnen, sondern sie

war auch bestrebt, durch den Erwerb von neu auftauchenden Fontaniana ihren durch die Vorkommnisse im „Roten Luch“ so stark dezimierten Bestand wieder aufzufüllen und für die Forschung attraktiv zu machen. Von den staatlichen Organen der Deutschen Demokratischen Republik, insbesondere von dem zuständigen Staatssekretariat, sind diese Bestrebungen tatkräftig gefördert worden, indem zum Teil beträchtliche Geldmittel – in der Mehrzahl Devisen – für die Neuerwerbungen zur Verfügung gestellt worden sind. Die Bilanz des Jahres 1965 ergab, daß das Fontane-Archiv wieder über 1 220 Handschriften mit mehr als 5 000 Seiten als Besitz angeben konnte, von denen 428 Autographen nach 1957 neu hinzugekommen waren.⁷⁸

Die zielstrebige Erwerbungspolitik des Fontane-Archivs war von Anfang an verbunden mit umfangreichen Arbeiten zur Bestandserschließung. Die im Jahre 1936 von Friedrich Fontane übernommene sinnvolle Provenienzenordnung des Teilnachlasses war durch die großen Verluste im Gefolge der Auslagerung zerstört worden. Man mußte neu beginnen und entschloß sich, das Theodor-Fontane-Archiv zu einem Literatur-Archiv im Bereich des wissenschaftlichen Bibliothekswesens mit dem Charakter einer Handschriften-Sammlung auszubauen.

Gedruckte Verzeichnisse haben den Bestand für die wissenschaftliche Benutzung zugänglich gemacht. Als Bestandsverzeichnis Teil 2 erschien 1960 der Katalog „Literatur von und über Theodor Fontane“, der mit etwa 750 Titeln die Literatursammlung des Theodor-Fontane-Archivs erfaßte. Durch die Beschaffung der gerade für Fontane so wichtigen Zeitschriftenliteratur – auf die Notwendigkeit dieser Ergänzung hatte Hans Werner Seiffert aufmerksam gemacht – nahm der Literaturbestand innerhalb kurzer Zeit beträchtlich zu, so daß Joachim Schobeß, der im Jahre 1950 die Leitung des Fontane-Archivs übernommen hatte, 1965 eine zweite, bedeutend vermehrte Auflage der „Literatur von und über Theodor Fontane“ vorlegen konnte.

Am Ende des Jahres 1962 wurde das Bestandsverzeichnis Teil 1,⁷⁹ veröffentlicht, das – gleichfalls von Joachim Schobeß bearbeitet – Auskunft gibt über den damaligen Besitz an Handschriften und sonstigen Fontaniana, und im darauffolgenden Jahr erschien das Verzeichnis der Familien-Brief-Abschriften Teil 1,2, für das Hannelore Wolter verantwortlich zeichnete.⁸⁰

Das erfolgreiche Wirken des Theodor-Fontane-Archivs, das auch durch literaturpropagandistische Arbeiten die Öffentlichkeit mit dem Werk Fontanes vertraut zu machen sucht, findet seinen Niederschlag in der wachsenden nationalen Bedeutung, in der internationalen Anerkennung, die die Wiederaufbauarbeit des Archivs gefunden hat, und auch in der Tatsache, daß alljährlich zahlreiche Interessenten und Benutzer aus dem In- und Ausland die Fontane-Stätte aufsuchen, wobei mehrwöchige Arbeitsaufenthalte keine Seltenheit sind.

Den vielfältigen Bemühungen, das Fontane-Archiv zu einem Zentrum der Fontaneforschung zu gestalten, hat die Deutsche Staatsbibliothek im

Jahre 1965 beispielgebend Rechnung getragen; von der Erkenntnis ausgehend, „daß maximale Unterstützung der Wissenschaft seitens der wissenschaftlichen Sammlungen eine gewichtige und ernst zu nehmende Forderung ist,“⁸¹ hat Horst Kunze, der Generaldirektor der Bibliothek, aus Anlaß des Symposions zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs die im Besitz der Deutschen Staatsbibliothek befindlichen Fontane-Autographen dem Archiv als Dauerleihgabe überreicht.

Diesen „Bruch mit der Überlieferung ... im Dienste der internationalen Forschung“⁸² hat nach der Deutschen Staatsbibliothek auch die Berliner Universitäts-Bibliothek vollzogen, indem sie Fontane-Handschriften aus ihrem Besitz, die die Kriegsereignisse ohne Dezimierung bzw. Beschädigung überstanden haben, gleichfalls als Dauerleihgabe dem Archiv überließ.

Die schwerwiegende, aber begrüßenswerte Entscheidung der beiden großen Bibliotheken hatte eine erhebliche Bestandsvermehrung für das Fontane-Archiv zur Folge, so daß der Jahresbericht von 1966 den beachtlichen Bestand von 1989 Handschriften anzeigen konnte.⁸³

Seitdem ist durch weitere Dauerleihgaben aus der Universitäts-Bibliothek Berlin, durch Geschenke und Neuerwerbungen — erst kürzlich gelang der Ankauf von 94 Briefen von Emilie Fontane aus privater Hand — der Bestand wiederum vergrößert worden. Nach einem ADN-Bericht, der am 17. August 1971 in der Berliner Ausgabe des „Neuen Deutschland“ erschienen ist, besitzt das Theodor-Fontane-Archiv heute:

„2 046 Autographe, Manuskripte und Fragmente mit 15 331 handschriftlichen Seiten, 5 440 Zeitungsausschnitte aus dem Jahre 1855 bis zur Gegenwart und 4 568 Fotokopien und Abschriften von zahlreichen Briefen, Gedichten und Literaturkritiken Fontanes“.

Diese neueste Veröffentlichung über den derzeitigen Besitz des Archivs gibt Veranlassung zur Rekapitulation. Nach der schweren Bestandsdezimierung in den Jahren 1945 und 1946 ist die Wiederaufbauarbeit und die Erwerbungsstätigkeit der Fontanestätte durch folgende Eckwerte gekennzeichnet:

1965: Besitz von 1 212 Autographen mit 5 202 Seiten⁸⁴

1969: Besitz von 2 009 Autographen mit 15 216 Seiten⁸⁵

1971: Besitz von 2 046 Autographen mit 15 331 Seiten⁸⁶

Die Zahlen sprechen für sich. Sie zeugen sowohl von dem kontinuierlichen Bemühen des Potsdamer Archivs um den Nachlaß Theodor Fontanes, der mit seinen Romanen eine hervorragende Stelle in der deutschen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts einnimmt, als auch von dem Anliegen unseres Staates, das nationale Kulturerbe zu pflegen und für die Gegenwart fruchtbar zu machen.

Zwar können die bedeutenden Verluste, die für den handschriftlichen Nachlaß Fontanes durch Kriegs- und Nachkriegsgeschehen zu verzeichnen sind, nicht wieder ausgeglichen werden, aber der Zersplitterung der Hinterlassenschaft, die mit der Auktion von 1933 umfassend einsetzte,

läßt sich durch Konzentrierung des erhaltenen Handschriftenmaterials im Interesse von Wissenschaft und Forschung entgegenwirken. Die Haltung der Deutschen Staatsbibliothek, der das Theodor-Fontane-Archiv seit dem 1. Januar 1969 angeschlossen ist, und der Berliner Universitäts-Bibliothek ist Beweis dafür.

Der heutige Besitz des Archivs an Autographen erreicht durch die Dauerleihgaben der beiden Bibliotheken fast den Umfang, den Friedrich Fontane für den Gesamtnachlaß vor der Auktion von 1933 angibt, wobei Umfang jedoch nicht gleich Inhalt zu setzen ist. Außer den in dieser Darstellung bereits genannten Institutionen besitzen im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik folgende Einrichtungen Fontane-Handschriften:

Berlin: Zentrales Archiv der Akademie der Wissenschaften der DDR
Berlin: Stadtbibliothek
Brandenburg: Heimatmuseum
Dresden: Landesbibliothek
Leipzig: Staatsarchiv
Leipzig: Universitäts-Bibliothek
Merseburg: Deutsches Zentralarchiv, Abt. II
Neuruppin: Heimatmuseum
Rostock: Stadtarchiv
Schwerin: Landesbibliothek
Weimar: Goethe- und Schiller-Archiv der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur.

Falls nicht unüberwindliche Provenienzgründe dagegensprechen, könnte durch eine Zusammenarbeit der aufgeführten Institutionen mit dem Theodor-Fontane-Archiv eine weitere Konzentrierung der Fontane-Handschriften in Potsdam möglich sein. Im Interesse einer größeren Effektivität von wissenschaftlicher Arbeit über den Dichter Theodor Fontane und die Literatur des 19. Jahrhunderts sollte dieses Ziel angestrebt werden.

Anmerkungen

Vorbemerkung: Die Anmerkungen sind – unabhängig von der Kapiteleinteilung – fortlaufend numeriert. Um sie zu entlasten, werden die Quellen nur bei der ersten Anführung vollständig zitiert; im Wiederholungsfall beschränken sich die Angaben auf den Familiennamen des Verfassers bzw. Herausgebers (der abgekürzte Vorname wird nur beigefügt, wenn der Familienname mehrere Deutungen zuläßt) und das Erscheinungsjahr. Damit entfallen die ungenauen Bezeichnungen „a. a. O.“, „ebenda“ und ähnliche.

- 1 Paul Meyer, *Erinnerungen an Theodor Fontane 1819–1898*. Aus d. Nachlaß seines Freundes u. Testamentsvollstreckers Justizrat Paul Meyer. . . von H. St. [Hans Sternheim], Berlin 1936.
- 2 Meyer 1936, S. 26.
- 3 Vgl. Meyer 1936, S. 26.
- 4 Meyer 1936, S. 26.
- 5 Meyer 1936, S. 59.
- 6 Märkisches Museum Berlin, *Fontane-Handschriften*, Manuskript „Effi Briest“, Kap. 23, Bl. 23v; vgl. auch Nr. 72 (Handschriftenverzeichnis Teil II) der vorliegenden Arbeit.

- 7 Meyer 1936, S. 59.
- 8 Bei Hermann Fricke, Theodor Fontanes letzter Wille und seine Vollstreckung. Ein Beitrag zur Biographie, in: Der Bär von Berlin. Jb. d. Vereins f. d. Geschichte Berlins, 11, 1962, heißt es auf S. 89 irrtümlich: „Die Niederlegung des Testamentes erfolgte noch im Februar 1892...“; vgl. dazu Anmerkung 9.
- 9 Theodor Fontane, Briefe II. Briefe an die Tochter und an die Schwester, hrsg. v. Kurt Schreinert, zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen v. Charlotte Jolles, Berlin 1969, S. 199; vgl. außerdem Meyer 1936, S. 24 f.
- 10 Friedrich Fontane, Die letzten Jahre meiner Mutter, in: Hermann Fricke, Emilie Fontane, Rathenow 1937, S. 104.
- 11 Vgl.
- a) Allgemeine Zeitung, Nr. 49, München, v. 19. 2. 1902;
 - b) Berliner Morgenpost v. 19. 2. 1902;
 - c) Berliner Zeitung v. 19. 2. 1902;
 - d) Bohemia, Nr. 49, v. 19. 2. 1902;
 - e) Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 86, v. 20. 2. 1902;
 - f) F. Düsel, Theodor Fontanes „Mielchen“, in: Deutsche Zeitung, Nr. 43, v. 20. 2. 1902.
- 12 Vgl. u. a.
- a) Jutta Fürstenau, „Vor unseren Augen hob sich ein Schatz!“ Das Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, in: Der Märkische Adler, Nr. 37, v. 16. 9. 1938, S. 9;
 - b) Hermann Fricke, Theodor Fontane. Chronik seines Lebens, Berlin-Grunewald 1960, S. 90;
 - c) Fricke 1962, S. 92 f.;
 - d) Joachim Schobeß, Der Nachlaß Theodor Fontanes 1898–1965. Dreißig Jahre Theodor-Fontane-Archiv in öffentlicher Hand, in: Zentralblatt f. Bibliothekswesen, 79, 1965, H. 12, S. 730;
 - e) Verfasserin selbst hatte diese Version noch für ihren Vortrag „Zur Geschichte der Fontane-Handschriften und ihrer Verzeichnung“, gehalten im Jahre 1969 auf d. wiss. Konferenz aus Anlaß d. 150. Geburtstages v. Theodor Fontane in Potsdam, übernommen.
- 13 Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, Geschäftsnachlaß Friedrich Fontanes, Signatur: W 6.
- 14 Vgl. Schobeß 1965, S. 730 u. S. 731 f.
- 15 Otto Pniower, Emilie Fontane, in: Der Tag, Nr. 85, v. 20. 2. 1902.
- 16 Vgl. Anmerkung 12.
- 17 „Wilh. Gentz“ wurde getilgt.
- 18 Abgedruckt bei: C. Laufer, Zur Geschichte der Fontane-Handschriften und ihrer Verzeichnung, in: Fontanes Realismus. Wiss. Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam. Vorträge und Berichte, Berlin 1972, S. 159 f.
- 19 Vgl. Nr. 64 im Inventarbuch XV: des Märkischen Provinzialmuseums. Der Brief selbst wird vermißt.
- 20 Vgl. Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für das Etatsjahr 1899, Sonder-Abdruck, hrsg. v. Magistrat d. Haupt- u. Residenzstadt Berlin, Berlin 1900, S. 21.
- 21 Vgl. Brief Emilie Fontanes an Clara Stockhausen v. 29. 11. 1898, abgedr. bei: Julia Wirth-Stockhausen, Unbekannte Briefe von Emilie Fontane, in: Deutsche Rundschau, 82, 1956, H. 6, S. 652 f.
- 22 Vgl. die handschriftlichen Abschriften und Typoskripte von Gedichten, die sich im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam befinden.
- 23 Der Geschäftsnachlaß Friedrich Fontanes (W - Signaturen) gehört zum Bestand des Potsdamer Fontane-Archivs.
- 24 Vgl. Causerien über Theater von Theodor Fontane, hrsg. v. Paul Schlenther, Berlin 1905 [recte 1904], S. Vf.
- 25 Vgl. Schlenther 1905, S. XX.
- 26 Theodor Fontane's Briefe an seine Familie, hrsg. v. K. E. O. Fritsch, Bd 1, 2, Berlin 1905 [recte 1904].
- 27 Vgl. Fritsch 1905, S. VIII.
- 28 Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung, hrsg. v. Otto Pniower u. Paul Schlenther, Bd 1, 2, Berlin 1910 [recte 1909].
- 29 Pniower/Schlenther 1910, S. III.

- 30 Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane, hrsg. v. Josef Ettliger, Berlin 1908 [recte 1907].
- 31 Theodor Fontanes Gesammelte Romane und Novellen, Bd 1–12, Berlin 1890–91.
- 32 Vgl.
- a) Conrad Wandrey, Theodor Fontane, München 1919, S. 401;
- b) Gotthard Erler. Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung, in: Fontane-Blätter, 1, 1968, H. 7, S. 354–357.
- 33 Gesammelte Werke von Theodor Fontane, Serie 1 (Bd 1–10), 2 (Bd 1–11), Berlin 1905–10.
- 34 Vgl. Hans-Heinrich Reuter, Fontanes Briefe an seine Familie. Ergebnis einer vergleichenden Untersuchung im Fontane-Archiv, in: Weimarer Beiträge, 6, 1961, H. 4, S. 795–800.
- 35 Vgl.
- a) Kurt Schreinert, Die Fontane-Neuerwerbungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, in: Jb. d. Stiftung Preußischer Kulturbesitz, 2, 1963, S. 115–122;
- b) Fontanes Briefe in zwei Bänden, ausgew. u. erläutert v. Gotthard Erler, Berlin-Weimar 1968, S. IX;
- c) Theodor Fontane, Romane u. Erzählungen in acht Bänden, hrsg. v. Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz u. Jürgen Jahn, Berlin-Weimar 1969, Bd 7, S. 619–622.
- 36 Vgl. Schlenther 1905, S. XIX f.
- 37 Vgl. Fritsch 1905, S. VII–XI.
- 38 Vgl. Ettliger 1908, S. XIII.
- 39 Vgl. Meyer 1936, Handexemplar von Friedrich Fontane (vorh. im Fontane-Archiv Potsdam, Signatur: Hf 57/4245), eigh. Randnotiz auf S. 26.
- 40 Theodor Fontane, Plaudereien über Theater. 20 Jahre königliches Schauspielhaus, besorgt v. seinen Söhnen Theodor u. Friedrich, Neue, vermehrte Ausgabe, Berlin 1925.
- 41 Vgl. Friedrich Fontane, Die Sperrung des Nachlasses, in: Berliner Tageblatt v. 28. 12. 1928.
- 42 Katalog 298 der Firma J. A. Stargardt, Berlin, Auktion v. 7. 12. 1929.
- 43 Vgl. Zeitungsmeldung, in: Der Tag v. 19. 8. 1933.
- 44 Friedrich Fontane, Der literarische Nachlaß Theodor Fontanes und die Preußische Staatsbibliothek (Epilog), gedr. Rundschreiben, Neuruppin 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 734.
- 45 Vgl. F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733.
- 46 F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733.
- 47 Vgl. F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 734.
- 48 Vgl. F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733.
- 49 Versteigerung, Katalog 35. Theodor Fontane, August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe, Manuskripte und Briefe sowie Ausgewählte Autographen, Firma Hellmut Meyer & Ernst, Berlin 1933.
- 50 Theodor Fontanes Nachlaß. Versteigerung der schriftlichen Aufzeichnungen, in: Die Mark. Illustrierte Berliner Wochenschrift f. Ausflügler sowie f. alle Gebiete d. Touristik u. Heimatkunde, 29, 1933, H. 17, S. 198.
- 51 Hans Lülfiing, Die Handschriftenabteilung, in: Deutsche Staatsbibliothek 1661–1961, Bd 1, Leipzig 1961, S. 363.
- 52 Vgl. Theodor Fontane. Handschriften ... Bestandsverzeichnis, Teil 1,1, bearb. v. Joachim Schobeß, Potsdam 1962, S. 51.
- 53 Vgl. F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733.
- 54 Vgl. Hermann Fricke, Der Sohn des Dichters. In memoriam Friedrich Fontane, in: Jb. f. brandenburgische Landesgeschichte, 17, 1966, S. 37.
- 55 Vgl. Fricke 1962, S. 96.
- 56 Vgl.
- a) F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733;
- b) Hermann Fricke, Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt, in: Jb. f. brandenburgische Landesgeschichte, 15, 1964, S. 173.
- 57 F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 732–735.
- 58 F. Fontane 1935, zit. nach: Schobeß 1965, S. 733.

- 59 Vgl. Hermann Fricke, Emilie Fontane, Rathenow 1937, S. 116; vgl. auch Fricke 1964, S. 174, wo der Verf. u. a. irrtümlich angibt, daß es „im August 1933“ zu Verhandlungen zwischen ihm u. Friedrich Fontane gekommen sei – richtig ist: August 1935.
- 60 Das Original befindet sich im Staatsarchiv Potsdam; das Fontane-Archiv besitzt eine Photokopie des Vor-Vertrages.
- 61 Vgl. Fricke 1966, S. 37.
- 62 Vgl. Fricke 1962, S. 96.
- 63 Für diese Information danke ich Herrn Professor Dr. H. W. Seiffert.
- 64 Fricke 1937, S. 116–135.
- 65 Hermann Fricke, Theodor Fontanes letzter Romanentwurf: Die Likedeeler, Rathenow 1938.
- 66 Brandenburgische Jahrbücher 9. Theodor Fontane zum Gedächtnis, bearb. v. Dr. Hermann Fricke, Potsdam–Berlin 1938.
- 67 Vgl. Fricke 1964, S. 175.
- 68 Vgl. Lülfiing 1961, S. 367 u. 380 (= Anmerkung 128).
- 69 Werner Schmidt, Die Verlagerung der Bestände im zweiten Weltkrieg und ihre Rückführung, in: Deutsche Staatsbibliothek 1661–1961, Bd 1, Leipzig 1961, S. 84.
- 70 Vgl. Fricke 1964, S. 175.
- 71 Vgl. Herbert Hampe, Das Märkische Museum, o. O. u. J. [1958], S. 24 f.
- 72 Theodor Fontanes Romanmanuskripte, in: Neue Zeit v. 8. 7. 1948.
- 73 Es ist jedenfalls nichts darüber bekannt geworden.
- 74 Vgl. Die Ereignisse im „Roten Luch“ 1945–1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs. Ein abschließender Bericht, in: Fontane-Blätter, 2, 1971, H. 4, S. 276–279.
- 75 Die Ereignisse im „Roten Luch“ 1945–1946 . . . , in: Fontane-Blätter, 2, 1971, H. 4, S. 279.
- 76 Vgl. Kurt Brückmann, Das Theodor-Fontane-Archiv gestern, heute und morgen, in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit, Potsdam 1966, S. 115.
- 77 Brückmann 1966, S. 117.
- 78 Vgl.
a) Schobeß 1965, S. 737;
b) Brückmann 1966, S. 116.
- 79 Schobeß 1962.
- 80 Theodor Fontane. Verzeichnis der Familien-Brief-Abschriften . . . Bestandsverzeichnis Teil 1, 2, bearb. v. Hannelore Wolter, Potsdam 1963.
- 81 Horst Kunze, Übergabe der Fontane-Autographe der Deutschen Staatsbibliothek an das Theodor-Fontane-Archiv, in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit, Potsdam 1966, S. 121.
- 82 Kunze 1966, S. 122.
- 83 Vgl. Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs, in: Fontane-Blätter, 1, 1967, H. 4, S. 162.
- 84 Schobeß 1965, S. 734.
- 85 J. Sch. [Joachim Schobeß], Jahresbericht 1969, in: Fontane-Blätter, 2, 1970, H. 2, S. 138.
- 86 Internationales Interesse für Fontane-Archiv, in: Neues Deutschland v. 17. 8. 1971; diese Pressemeldung stützt sich auf Auskünfte, die der Leiter des Fontane-Archivs erteilt hat.

Die Fortsetzung „Zur Geschichte der Verzeichnung von Fontane-Handschriften“ erfolgt in absehbarer Zeit.

Vier Briefe Philippine Fontanes an Wilhelm Wolfsohn (1842–1848)

Mitgeteilt und kommentiert von Christa Schultze

I

„Tante Pinchen war ... eine junge Frau von wenig über Dreißig, die während ihrer frühesten Jahre ... ungewöhnlich hübsch gewesen sein sollte... Tante Pinchen hatte mancherlei Tugenden, half gern und tat es wohl auch aus gutem Herzen; aber das eigentlich treibende Motiv ihres Tuns war doch ein schauspielerischer Zug, ein unbezwingbarer Hang, sich als rettender Engel in Szene zu setzen. Sie gab sich auch dementsprechend, war immer einfach, aber äußerst sauber gekleidet und trug ein italienisches Spizentuch, das ziemlich kokett über das aschblonde Haar gelegt und unter dem Kinn in einen zierlichen Knoten geschlungen war.“ Mit diesen Worten erinnerte sich der alte Fontane an Philippine Fontane, geb. Sohm, die Frau seines Onkels August, wie sie ihm 1842 in Leipzig entgegengetreten war, als sie sich anschickte, den kranken Apothekergehilfen zu pflegen und zu verwöhnen, ihn dabei mit großer Virtuosität unterhaltend, — „wiewohl sie nicht eigentlich interessant war, und das, was sie davon hatte, durch eine gewisse Gespreiztheit jeden Augenblick wieder in Frage stellte.“¹ Als der Dichter Mitte der neunziger Jahre Philippine in „Von Zwanzig bis Dreißig“ so beschrieb, weilte sie bereits über ein Jahrzehnt nicht mehr unter den Lebenden. Im Bewußtsein, ihr und ihrem „bloß Karte spielenden Bummelmann“² für so manche in jungen Jahren empfangene Hilfe „persönlich doch zu großem Danke verpflichtet“³ zu sein, widerstand Fontane der Versuchung, die Charakteristik Tante Pinchens, die „für eine psychologische Studie ... beinahe mehr noch als der Onkel“ geschaffen war, für die Öffentlichkeit weiter auszuspinnen. Der Leser seiner Erinnerungen erfährt von ihrem geistigen Habitus — außer der Erwähnung einer „merkwürdigen Mischung von Liebenswürdigkeit und Würde, worauf sie sich überhaupt gut verstand“ — eigentlich nur noch, daß Fontane, als er im Sommer 1846 in Berlin „wieder in ihr angenehmes Haus“ einkehrte, sie „ganz unverändert“ fand, als „die feine Dame, die von Kunst zu sprechen und dabei einen literarischen Protektionsstil, ein ganz klein wenig im Stile von Rahel Levin oder Fanny Lewald, anzuschlagen verstand“.⁴

In lebhafteren Farben schilderte Fontane Tante Philippine in Briefen, die er zu ihren Lebzeiten schrieb und die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Bei einer Begegnung mit der nunmehr 65jährigen im August 1875 in Freiburg im Breisgau z. B. erregte ihre „seit 50 Jahren in Permanenz erklärte Sentimentalität“ seinen heftigen Unwillen: „Sie ist ... tief langweilig, genau so wie ihre Briefe. Alles ist wohlgesetzt und gibt sich den Anschein der Bildung, des Gedanklichen, der Ideen und des Idealen. Sie hat aber von alledem nichts. Alles ist Blech, klappert indes so geschickt, daß man es, bei einiger Unaufmerksamkeit, für Musik

halten kann. Der Mensch stirbt, wie er geboren wird. So war sie vor 50 Jahren, und so wird sie aus dieser Zeitlichkeit scheiden. Die fleischgewordene Phrase, soweit man von Fleisch überhaupt reden kann, aber innerhalb dieser Phrasenhaftigkeit guten Glaubens und von der Echtheit ihrer Empfindungen, von der Mission, die sie innerhalb der Idealwelt erfüllt hat, tief durchdrungen. Ich weiß nicht, soll ich sagen eine beneidenswerte oder eine traurige Erscheinung!⁴⁵

Über Richtigkeit oder Unrichtigkeit des von Fontane entworfenen Bildes, über Tante Pines Hang zur Phrase und Sentimentalität, kann der Leser anhand ihrer nach den im Fontane-Archiv Potsdam aufbewahrten und hier abgedruckten Briefe an Wilhelm Wolfsohn zum erstenmal selbst urteilen. Deren Hauptbedeutung aber liegt in den Splitterchen, die sie für die an Quellenmaterial so arme Frühzeit Fontanes bergen. Wir erfahren aus den Briefen, daß auch nach Fontanes Fortgang aus Leipzig – und später aus Dresden – über Philippine eine Verbindung zu den bevorzugtesten Freunden Wilhelm Wolfsohn und Max Müller bestand. Die Aufhellung von Einzelheiten aus deren Jugendzeit vermag mitunter dazu beizutragen, auch dem jungen Fontane auf die Spur zu kommen. Beide Freunde hatten während Fontanes Leipziger Zeit in Tante Pines Hause verkehrt. Auch in der Geselligkeit ihres Heims – nicht nur im „Herwegh-Klub“ benannten Leipziger Studentenkränzchen – hatte Fontane, vor allem wohl während seiner bei Pine verbrachten Rekonvaleszens im April und Mai 1842, Wolfsohn russische Literatur vortragen hören. Zu dieser Annahme berechtigt Wolfsohns im Juni 1847 an Philippine Fontane gerichtete Einleitung zu seiner Übersetzung von Puschkins „Kapitänstochter“, in der er die Zeit zurückruft, da er sie mit der noch wenig bekannten Literatur seines Heimatlandes vertraut gemacht, in das sie „so oft und so gern“ seiner „liebenden Erinnerung gefolgt“ sei. Für Fontanes Anwesenheit bei so verbrachtem Beisammensein spricht der hier vorgelegte Brief vom 26. August 1843, in dem Philippine sich im Geiste den durch Wolfsohn gehabtten Genuß wiederholt, dem sie „so manche schöne, edlere Lebensfreude“ verdanke, und – sich die vergangenen Stunden vergegenwärtigend – hinzufügt: „Auch Theodor ist dann bei uns!“ Diese „Lektionen in russischer Literatur“ hat Wolfsohn im Auge, wenn er in seiner Einleitung zur „Kapitänstochter“ an Philippine die Worte richtet: „Am leichtesten hoffe ich Ihnen den Namen Puschkins wieder ins Gedächtnis zu rufen, über den Sie wohl auch noch von anderer Seite manches gehört und gelesen haben.“⁴⁶ Eine solche Möglichkeit, Puschkin „von anderer Seite“ kennenzulernen, hatte Wolfsohn bei seiner Abreise aus Leipzig im Juni 1843 selbst in die Wege geleitet, als er die von Tröbst und Sabinin übersetzten, vermutlich von einem Besuch der Familie Sabinin in Weimar im Mai 1843 mitgebrachten Novellen Puschkins dem Freunde (der bei seinem Versuch, sich als Schriftsteller zu etablieren, wiederum bei Tante Pine in Leipzig Unterschlupf gefunden hatte) zur Lektüre zurückließ. Fontane schrieb in diesem Zusammenhang in seinem undatierten, gemeinsam mit Max Müller und Hermann Jellinek in Leipzig wahrscheinlich Ende Juni oder

in der ersten Julihälfte 1843 verfaßten, an Wolfsohn nach Brody gerichteten Brief: „Die Novelle[n] Puschkins (von D. Sabinin)⁷ hab ich gelesen, ich bin entzückt davon und habe sie meiner Tante gegeben, die meine Ansicht darüber teilt.“⁸

Wolfsohns Beziehung zu Philippine, die durch das gemeinsame Interesse an dem jungen Theodor entstanden und durch das literarische Erlebnis vertieft war, erfuhr neue Anregung, als er ihr im Dezember 1845 auf der Rückreise von Petersburg nach Sachsen „unerwartet in dem fremden Berlin“ begegnete, und ihre „warme, trostreiche Rede manche schöne Stunde der Vergangenheit hell“ in seiner Seele auftauchen ließ.⁹ Als Wolfsohn zwei Jahre später von Mitte Januar bis Mitte März 1848 sich in Berlin aufhielt, öffentlich über deutsche Literatur las¹⁰ und während dieser Zeit natürlich nicht nur den Adoptiveltern der ihm behilflichen Braut¹¹ Fontanes, dem Rat Karl Wilhelm Kummer und seiner dritten Frau Bertha, sondern auch Philippine und Onkel August Besuche abstattete, scheint sich das Verhältnis zu den Bekannten aus Leipzig allerdings recht getrübt zu haben. Dies deutet schon der unten abgedruckte Brief Philipppines vom 18. April 1848 an, in dem sie Wolfsohn Unzuverlässigkeit vorwirft. Ein unveröffentlichtes Schreiben Wolfsohns an Bertha Kummer, geb. Kinne, das ein knappes Vierteljahr später, am 2. Juli 1848 in Leipzig geschrieben wurde, spricht sogar von einem vollzogenen Bruch: „Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, wie die Nachricht von Ihnen und den Ihrigen, der Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung mir wohlgetan! Sie ahnen nicht, welch süße liebe Entschädigung mir Ihr Brief geboten: die angenehmste Erinnerung an Berlin weckten Sie mir fast im selben Augenblick, als mich die unangenehmste erbitterte. Damit Ihnen das nicht zu rätselhaft klingt, sage ich nur: ich habe mit Theodors Onkel und Tante aufs Entschiedenste und für immer gebrochen. Deutlicher und näher kann ich mich vorläufig darüber nicht aussprechen... Grüßen Sie einstweilen meinen Theodor und seine Braut wie den Dr. Müller von mir aufs herzlichste.“¹²

Auf gespannte Situationen im Fontaneschen Verwandtenkreis im Winter 1848 weist auch Emilie Fontanes Brief vom 14. April 1850 hin, in dem sie Wolfsohn für sein „sinniges Geschenk“ zum letzten Weihnachtsfest, einer schön eingebundenen Ausgabe von Goethes „Iphigenie“¹³ dankt, und – sich den Winter seiner Anwesenheit in Berlin zurückwünschend – fortfährt: „Ich konnte mich damals Ihnen nicht offen zeigen, [weil] ich glaubte, Sie hätten durch Pinchens Einflüsterungen ein Vorurteil gegen mich...“¹⁴ Im selben Brief gesteht Fontanes Braut ihre Eifersucht auf Sophie von Melgunow, geb. Konnermann, der Dame vom Rhein, mit der Wolfsohn den Freund bekannt gemacht hatte. An sie ist die Einleitung zu seinen Übersetzungen der Werke Helena Hahns gerichtet, die sich in einem Band mit der Philippine gewidmeten Einleitung befindet.¹⁵ Dieser Umstand könnte für die noch ausstehende Erforschung der Beziehungen Fontanes zu Nikolaj und Sophie von Melgunow, der Freundin Michail Bakunins, nicht ohne Bedeutung sein.¹⁶

Als Wolfsohn 1865 starb, lebte Philippine in Amerika. Nach dem Tode ihres Mannes übersiedelte sie zu ihrer in den unten abgedruckten Briefen oft erwähnten Pfliegerochter Röschen, die als verwitwete Greve mit ihren Kindern in Freiburg im Breisgau lebte. Als Anhängsel Röschens Ende 1879 nach Berlin zurückgekehrt,¹⁷ sah Fontane „sie noch oft“.¹⁸ Durch sein Bemühen, der Vereinsamten und Verbitterten, über die „etwas Herbes, Herrisches“ gekommen war, und die „mit ihrem spanischen Rohr mit großer Elfenbeinkrücke... wie ein weiblicher Alter Fritz“ wirkte,¹⁹ durch seine Gegenwart die „furchtbare Existenz“ zu erleichtern, stattete Fontane einen Dank ab, der nicht nur ehemals empfangenen Guttaten, sondern auch den ihm selbst bis ans Lebensende bewußt gebliebenen Impulsen galt, die im Umgang mit diesem – seiner eigenen Aussage nach – für sein Leben „so bedeutsam gewesenen Menschenpaar“ zur Formung seines Charakters beigetragen hatten. Führt doch die unablässige Auseinandersetzung mit Lebensweise und -anschauungen des Paares den einstigen „widerspenstigen Taugenichts“, der noch 1851 hinsichtlich der Schwindeleien Onkel Augusts sich die „echte Würdigkeit zum Richteramt“ absprach,²⁰ in reifen Jahren zur unerbittlichen Verurteilung moralischer Defekte, Unaufrichtigkeit, Halbheit und Lüge, zu der Erkenntnis: „Es ist doch nichts schrecklicher, als ewige, gewohnheitsmäßige, längst zur Natur gewordene Lüge. Alles ist immer nur halb und viertel richtig, meist einfach nur dadurch, daß die Hauptsachen verschwiegen werden...“²¹

Anmerkungen

- 1 Vgl. Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Nebst anderen selbstbiographischen Zeugnissen, München 1967, S. 100.
- 2 Vgl. Fontanes Brief an seine Schwester Elise Weber, Berlin, 22. Dezember 1880, in: Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausg. und erl. von G. Erler, Band 2, Berlin und Weimar 1968, S. 30.
- 3 Vgl. Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, a. a. O., S. 102.
- 4 Vgl. ebenda, S. 324 und 321.
- 5 Vgl. Fontanes Brief an seine Frau vom 5. August 1875 in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, Berlin und Weimar 1968, Band 1, S. 414.
- 6 Vgl. Rußlands Novellendichter. Übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Dr. Wilhelm Wolfsohn. Erster Teil: Helena Hahn. Alexander Puschkin. Leipzig 1848, S. 251.
- 7 Alexander Puschkins Novellen. Für das Deutsche bearbeitet von Dr. Tröbst und D. Sabinin. 1. Bändchen, Jena 1840 (enthält „Belkins Erzählungen“ und „Pique dame“).
- 8 Vgl. Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von W. Wolters, Berlin 1910, S. 17 f.
- 9 Vgl. Rußlands Novellendichter, a. a. O., S. 282.
- 10 Emilie Fontane schrieb als Fontanes Braut am 1. März 1848 aus Liegnitz an Bertha Kummer: „Gewiß hat Dich die traurige Lage unseres guten Wolfsohns auch recht betrübt, Du warst doch bei seiner zweiten Vorlesung?“ (Fontane-Archiv Potsdam).
- 11 Über Emilie Kummer-Rouanets Hilfeleistung heißt es in Fontanes Brief an Wolfsohn vom 10. Januar 1848: „Eine Wohnung werd ich alsdann schon in Bereitschaft für Dich haben... meine Braut, die Du im besten Sinne als mein Faktotum kennenlernen wirst, wird das Nötige besorgen“ (vgl. Wolters, S. 33).
- 12 Fontane-Archiv Potsdam, Sign. C 108.
- 13 Vgl. Emilie Fontanes Brief an Bertha Kummer aus Liegnitz vom 28. Dezember 1849 im Fontane-Archiv Potsdam.

- 14 Vgl. Wolters, S. 58.
 15 Vgl. weiter unten, S. 300, Anm. 1.
 16 Eine Zusammenstellung der in Fontanes bisher gedruckten Briefen enthaltenen Erwähnungen des Ehepaares Melgunow siehe bei: Chr. Schultze, Theodor Fontanes frühe Begegnung mit der russischen Literatur. In: Zeitschrift für Slawistik, Band 8, 1963, S. 333 ff.
 17 Vgl. Fontanes Brief an seine Schwester Elise Weber, Berlin, 23. Dezember 1879, in: Theodor Fontane, Briefe II. Hrsg. von K. Schreinert, Berlin: Propyläen-Verlag 1969, S. 336.
 18 Vgl. Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, a. a. O., S. 323; über die Besuche vgl. z. B. Fontanes Brief an seine Frau vom 5. April 1880, in: Theodor Fontane, Briefe I, Berlin 1968, S. 121; Fontanes Brief an seine Schwester Elise Weber vom 26. Juli 1882, in: Theodor Fontane, Briefe II, Berlin 1969, S. 340.
 19 Vgl. Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, a. a. O., S. 323.
 20 Vgl. Fontanes Brief an Friedrich Witte vom 1. Mai 1851, in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., Band 1, 1968, S. 63.
 21 Vgl. Fontanes Brief an seine Frau vom 7. April 1880, in: Theodor Fontane, Briefe I, Berlin 1968, S. 124.



Philippine Fontane, geb. Sohm (1810–1882), Ehefrau des August Fontane, genannt „Tante Pinchen“. Bild im Fontane-Archiv.

II

1.

[Leipzig, 26. Dezember 1842]

Lieber Herr Wolfsohn,

Dank, freundlichen Dank für Ihre lieben Zeilen!

Unsere innigste, aufrichtigste Teilnahme dem harten Verluste Ihrer Ihnen so werten Wirtleute.¹ Gott verleihe ihnen Stärke, was er ihnen auferlegt, mit freier Ergebung zu tragen! „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sei gelobt!“

Auch an den Leiden Ihrer Seele, nimmt innig mein Herz teil! Ich wollte noch heute ein Päckchen an meinen Theodor senden;² doch will ich gern bis morgen früh warten, wenn Sie mir die schönen, trauervollen Zeilen an ihn wieder zuschicken wollen? Dank für die Erlaubnis, dieselben lesen zu können! Mein guter Mann und meine Kinder warten meiner: Sie wollen zu Bonorand³ gehen!

Ihrer Entschlafenen eine sanfte, selige Ruhe! Ihnen Mut und Kraft zur Begleitung zu ihrer letzten Ruhestätte! —

Ihre teilnehmende Freundin
Philippine Fontane

Kommentar

1 Rosalie Gey, das vierte, 1821 geborene Kind des Tischlers August Gey (1780–1851), bei dem der Student Wilhelm Wolfsohn seit Ende 1837 im Schrötergäßchen 1 wohnte, war verstorben. Rosalie war die um drei Jahre jüngere Schwester Emilie Geys, der späteren Ehefrau Wolfsohns. Rosalie wurde am 27. Dezember 1842 beerdigt. Wolfsohn verfaßte im Namen der hinterbliebenen Geschwister einen Nachruf in Versen „Unserer Rosalie“ (vgl. Leipziger Tageblatt und Anzeiger, Nr. 362 vom 28. XII. 1842, S. 3279).

2 Fontane war seit dem 1. Juli 1842 in Dresden in Struves Apotheke tätig.

3 Bekanntes Leipziger Restaurant; vgl. Th. Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, München 1967, S. 121: „Onkel August, völlig unverändert, sammelte nach wie vor Witze, konnte gut sächsisch sprechen und saß bei Bonorand und Kintschy...“

2.

Leipzig, den 26. Aug[ust] 1843

Werter Herr Dok- Nein, so will ich nicht sagen! Mein lieber Freund Wolfsohn! Weiß ich doch, daß Ihnen diese Benennung von mir lieber ist! Haben Sie innigen Dank für das freundliche Erinnerungszeichen, welches Sie uns zugesendet! Auch ohne dies, war ich überzeugt, daß Sie unserer auch in der Heimat gedenken würden,¹ doch tat es meinem Herzen unendlich wohl, durch diesen schriftlichen Beweis noch mehr in dieser Überzeugung bestärkt zu werden. Bald soll Theodor Ihren Liebes- und Freundes-Gruß empfangen,² und seine Freude hierüber wird der meinen gleichen! Doch erfüllen Sie Ihr Versprechen. Lassen Sie uns bald aus einem längeren Schreiben etwas Näheres über Ihr Leben und Weben in der Heimat³ erfahren. Nicht vielfacher Versicherung unserer herzlichen Teilnahme für Sie bedarf es; Sie wissen: wir sind Ihnen gut, und bitten Gott um Segen für Sie! —

Unser Theodor ist jetzt daheim, im Kreise der Seinen. Leider hat bis jetzt seine Militär-Angelegenheit⁴ noch keine günstige Wendung genommen. Mit betrübter Seele sage ich es: ich fürchte, diese Sache werde noch hindernd seiner Laufbahn in den Weg treten. Gott, der gütige Lenker der menschlichen Schicksale, möge auch das meines guten Theodors gnädig lenken! —

Unser Leben, lieber Freund, ist noch dasselbe als es bei Ihrer Abreise war. Ruhig, einfach und zufrieden fließt es dahin wie ein Bächlein, dessen klare Fläche nur selten durch Sturm und Gewitter in Wellen sich kräuselt. Wohl auch manch' Blümchen blüht und blüdete an seinem Uferrande, welche sorgsam ich sammle, und in meinem Herzen als Erinnerungskranz aneinander reihe, um oft meine Seele daran zu erquicken. — Auch Sie, lieber Freund, haben eine Blume zu diesem Kranze mir geben müssen. Die Erinnerung an die mit Ihnen für mich so angenehm verlebten Stunden lebt so klar in meiner Seele, daß ich nicht selten Sie vor mir sitzen sehe, und so im Geiste mir den Genuß wiederhole, der mir zuweilen — durch die freundliche Güte, mit der Sie mir Ihre Gegenwart geschenkt — zuteil geworden. Auch Theodor ist dann bei uns! Ich bin in der Erinnerung glücklich! Dann füllt auch wohl leise Wehmut meine Seele, — und schmerzlich bedaure ich es, daß fern mir die sein müssen, denen ich so manche schöne, edlere Lebensfreude danke, und dann so allein mich fühle! — Doch Mut und Fassung! Alle, die sich freundlich zugetan, wird ein gnädiges Geschick wieder zusammen führen, und dann ein neues, glückliches Leben beginnen! Mein guter, engelguter Mann ist Gott sei Dank gesund, und grüßt Sie freundlich. Ebenso auch meine Rosa.⁵ — Leben Sie wohl, verehrter, lieber Freund! Mit unveränderter Freundschaft

Ihre Philippine Fontane

Kommentar

- 1 Wolfsohn hatte im Juni 1843 Leipzig verlassen und war über Brody (Galizien) in seine Heimat Odessa gefahren.
- 2 Diese anscheinend erste Mitteilung, die Wolfsohn nach seiner Abreise dem Freund an Philipppines Adresse schickte, und die demzufolge im August 1843 geschrieben worden sein muß, ist nicht überliefert.
- 3 Wolfsohn war mit der Absicht nach Rußland gereist, „das geistige Leben seiner Heimat auf vaterländischem Boden zu beschreiben und nachzusingen“ (vgl. seine Vorrede zu: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen. Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit, ins Deutsche übertragen und mit historisch-kritischer Übersicht, biographischen Notizen und Anmerkungen begleitet von C. Wilhelm Wolfsohn, 1. Band, Leipzig 1843, S. XI). Diese Absicht wurde verwirklicht in den Übersetzungsbänden: Rußlands Novellendichter. Übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Dr. Wilhelm Wolfsohn. 1. Teil: Helena Hahn. Alexander Puschkin, Leipzig 1848; 2. Teil: Nikolaus Pawlow, Leipzig 1843; 3. Teil: Alexander Herzen, Leipzig 1851 und: Erzählungen aus Rußland. Deutsch von W. Wolfsohn, 1. und 2. Teil, Dessau 1851. — Seinen Lebensunterhalt verdiente Wolfsohn in Odessa mit Vorträgen über „die poetische Nationalliteratur der Deutschen“, die am 2. Dezember 1843 begannen und bis zum 2. April 1844 zweimal wöchentlich fortgesetzt wurden.
- 4 Zwei Schreiben Fontanes in der „Militärangelegenheit“, gemeint ist die beabsichtigte Ableistung seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger, geschrieben in Letschin am 15. August und 19. September 1843, sind abgedruckt bei: J. Schobes, Theodor Fontane und der Revolutionär Max Dortu waren Regimentskameraden. In: Fontane-Blätter, 1972, Band 2, Heft 7, S. 500–501.

5 August und Philippine Fontane hatten Rosalie Hertwich (dem Kommentar in: Theodor Fontane, Briefe IV, Berlin 1971, S. 186, Anm. zu Brief 19 zufolge war sie die Schwester des Kantors Hertwich in Berndorf bei Liegnitz) als Pflegetochter angenommen. Als verheiratete Greve lebte Rosa später in Freiburg im Breisgau. Sie, ihre Kinder und die bei ihnen lebende Philippine schilderte Fontane nach einem Besuch im Brief aus Basel vom 5. August 1875 seiner Frau mit den Worten: „Tante Pine . . . sah eigentlich aus wie früher, noch ein bißchen verquemter, noch ein bißchen vermorchelter, noch ein bißchen wehmütiger . . . Röschen wirkte wie eine Bäckersfrau in Trauer, Harry wie ein gutmütiger Imbecile, Fräulein Mimi aber in der Tat wie ein sehr lebenswürdiges und anmutiges Geschöpf“ (vgl. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausg. und erl. von G. Erler, Band 1, Berlin und Weimar 1968, S. 413. — Auch in dem im Fontane-Archiv aufbewahrten Brief Karl Fontanes an Friedrich Fontane vom 3. 2. 1910 werden Röschens Kinder Henry und Marie genannt. Auch in der o. a. vierbändigen, von K. Schreinert begonnenen und von Ch. Jolles beendeten Briefausgabe — Berlin 1968–1971 — wird der Name von Röschens Tochter mit Marie Greve wiedergegeben).

3.

[Leipzig, zweite Septemberhälfte 1843]

Wie sehr, wie innig, mein lieber Wolfsohn, haben Sie mich durch Ihren herzlichen Brief erfreut. — Ja, mein Freund, ich darf es ohne Erröten sagen, ich wußte, ich fühlte es schon bei Ihrem Hiersein in Leipzig, daß Sie mir gut sind, daß es mir gelungen war, mir Ihre Achtung und Wertschätzung errungen zu haben; und, glauben Sie mir — ich bin stolz darauf, einen so edlen, guten Menschen als Sie es sind, zu meinen Freunden zählen zu können. Nur wenige gehören zu dieser Zahl; doch diese wenigen wiegen ein ganzes Heer von sogenannten „guten Freunden“ auf. Wissen Sie aber auch, wem ich vorzugsweise es zu danken habe, daß ich dieses Glückes mich erfreuen darf? Meinem guten, teuren Manne! Er gönnt mir uneingeschränkt die Freude, mit Menschen, welche mir durch Seelenwert und Seelen-Verwandtschaft teuer geworden, (die aber, sonderbar genug, nicht meinem Geschlecht angehören) den Bund der Freundschaft zu schließen. Ich darf zu Ihnen reden, darf Ihnen schreiben, wie das Gefühl meines Herzens mir es eingibt, ohne befürchten zu müssen, von dem Gatten deshalb getadelt zu werden. Gottlob, daß er mir vertraut! daß er mit Zuversicht den Glauben festhalten kann, daß in dem Busen seiner Gattin kein unedler Gedanke Raum finden kann, und niemals finden wird! —

Was könnten Sie mir sagen, werter Freund, was ich auch ohne Worte nicht schon erraten, gefühlt hätte?

„Und willst du mir schauen ins Herz hinein
So mußt du, wie ich, voll Liebe sein!“

Der Impuls meines Lebens ist Liebe! Darum war es mir leicht, zu empfinden, daß Ihre Seele aufgegangen sei, in Liebe und Hingebung! Also Worte über diesen Gegenstand zu wechseln, bedurfte und bedarf es eigentlich nicht mehr. Nur — werden Sie mir, Ihrer um Sie besorgten, Sie mütterlich liebenden Freundin, das Nachfolgende verzeihen? Ich fühle, Sie werden es, drum sei es gewagt. Um Ihrer selbst willen wäre es mir lieb gewesen, wenn Sie mich durch wörtliche Mitteilung zur

Vertrauten Ihrer Liebe gemacht. Ich hätte dann gefragt — (Sie müssen mir diesen Zweifel verzeihen, da er ganz natürlich aus einem Nichtkennen des Gegenstandes Ihrer Neigung hervorgeht) ob Sie auch die feste Überzeugung von der Gegenliebe des Mädchens haben könnten, der Sie Ihr reiches Herz voll Liebe so ganz dahin gegeben; ob sie auch diese Liebe in ihrem ganzen Umfange zu würdigen verstehe, und nicht die Gefahr vorhanden sei, daß sie nie im Leben der Schwäche sich hingeben werde zu sagen: Du hast Deine Hand einem anders Glaubenden gereicht,¹ und damit Dein Lebensglück vernichtet! Sie werden mir zugeben, daß viel Seelenstärke und klare Vernunft dazu gehört, und was mehr noch ist — unbegrenzte Liebe — um in einem trüben Augenblicke, an welchen das Leben so reich ist, diesem Gedanken nicht Raum zu geben. Und hat er einmal Raum gewonnen — ach, dann leb' wohl, du sel'ger Friede des Lebens! entschwunden ist der Engel des Vertrauens und der Liebe, um niemals wiederzukehren! — Freundlich mild hätte ich auch Sie gefragt: „Und Sie mein Freund, täuschen auch Sie sich nicht? Ist Ihre Neigung, welche Sie an das Mädchen fesselt, auch die, welche Gottes Engel vom Himmel niederträgt, um sie in das Herz edler Menschen zu senken, damit ihnen schon auf Erden der Himmel werde! Ist sie dauernd, und ewig bis über das Grab hinaus?“ Ein Wort von Ihnen, ein Blick Ihres Auges hätte mir diese Fragen genügend beantwortet. — Mir ist's, als sähe ich Sie vor mir sitzen, sähe wie Wort und Blick mir sagten: „Du kannst mir vertrauen, treu, rein und heilig ist meine Liebe! und dieser Liebe höchstes Ziel zu erreichen, das Streben meines Lebens!“ Nun denn, mein Freund, ich glaube Ihnen! Gott sei mit Ihnen auf allen Ihren Wegen! Er verleihe Ihnen Kraft und Ausdauer, auch den größten Hindernissen mutvoll entgegenzutreten. Haben Sie das Ziel errungen, dann reicht Ihnen beglückte Liebe den wohlverdienten Lohn; zitternd von Wonne [und] Liebe drücken Sie das heißersehnte Glück an die treue Brust! es dann erst lassend, bis der Todesengel auf kurze Zeit die engverbundenen Seelen trennt. — Ich sage, für kurze Zeit! Für Seelen, die hienieden rein und heilig sich geliebt, ist das Sterben keine ewige Trennung. Dort, im Lande des Friedens und der Liebe, im Hause unseres Vaters, versammeln alle wir uns wieder, um nie, nie mehr getrennt zu werden. —

Nicht Herr Wähltuch, wie Sie meinten — brachte mir Ihren lieben Brief. Ich erhielt denselben durch die Stadtpost. — Um Ihren Wunsch, bald wieder zu antworten, erfüllen zu können, schrieb ich an Fräulein E[milie] G[ey] und bat sie, bat sie freundlich — mir auf wenige Augenblicke ihre Gegenwart zu schenken. Sie erfüllte gütig meinen Wunsch und kam heute morgen in Begleitung ihrer ältern Schwester.² Sie sagte mir, „daß sie zwar ein Päckchen, aber keine Zeile von Ihnen erhalten habe, und schon seit fünf Wochen ohne Nachricht sei“. Das tat mir weh. Sollte ich glücklicher sein als sie? Einen Augenblick Überlegung und Ihr Brief an mich ruhte in E[miliens] Hand. Im Geiste sehen Sie, das Haupt lächelnd neigend, mich freundlich an, und ein dankbarer Blick der mir gegenüber Sitzenden, belohnte so mich für ein Vertrauen, das

ich der mir Unbekannten zollte. Habe ich es recht gemacht? – Fräulein E[milie] sagte mir, daß sie heute an Sie schreiben wolle, und war so freundlich mir zu erlauben, ein paar Zeilen mit einlegen zu dürfen. Sobald ich damit zu Ende bin, trage ich sie selbst zu ihr! –

Von unserm Theodor, lieber Freund, kann ich Ihnen so viel wie gar nichts sagen, da ich selbst nichts von ihm weiß. Im Anfange der nächsten Woche denke ich indes Briefe von ihm und seiner Schwester zu erhalten, die mir wohl berichten werden, wie es ihm geht, und ob ich hoffen darf, an eine glückliche Zukunft für diesen mir so teuren, edlen Menschen zu glauben. Bitte, schreiben Sie ihm bald. Gewiß wird es seinem Herzen wohl tun, Worte der Liebe und Teilnahme von Ihnen zu vernehmen.³ – Herrn Müller sah und sprach ich neulich. Er ist auch Doktor geworden, wird bald nach Berlin gehen,⁴ und gedachte Ihrer freundlich. –

Nun, lieber Wolfsohn, habe ich Ihnen noch etwas mitzuteilen, welches, da es uns nahe angeht, nicht ganz ohne Interesse für Sie sein wird. Ostern 1844 verlassen wir Leipzig! Wie dies möglich ist, will ich Ihnen in Kürze sagen. Ganz unerwartet wurde meinem guten Manne eine sehr vorteilhafte Stelle, als Geschäftsführer eines bedeutenden Kunstgeschäfts in Prag angetragen. Die Sache war von der Art, daß wir unser eigenes Glück beeinträchtigt hätten, wenn wir nicht ernsthaft darüber nachgedacht. Mein Alterchen reiste selbst nach Prag, und kam voller Zufriedenheit über den glücklichen Ausgang seines Geschäfts zurück. Wir dürfen mit Gottes Hilfe einer sorgenfreieren Zukunft entgegensehen, und müssen, dies im Auge habend, dem uns lieb gewordenen Leipzig den Rücken wenden.⁵ Wehmutsvoll, ich fühle es, wird die Stunde des Abschieds sein. Doch gern und willig folgt das liebende Weib dem teuren Gatten! Selbst in der Wüste lächelt des Glückes Sonne, wenn man sie mit dem treu Geliebten, der Seele des Lebens, bewohnt! –

Darf ich Sie bitten, lieber Wolfsohn, Ihrer Fräulein Schwester⁶ den Gruß einer Frau zu bringen, welche ohne sie zu kennen, eine gleichgestimmte Seele in ihr ahnet, und ihr die Freundschaft eines Schwesterherzens bietet. Freude würde es mir sein, wenn diese geringe Gabe nicht verschmäht würde. – Mein teurer Mann, mein gutes, einfaches Röschen – beide grüßen Sie herzlich. Darf ich schließlich noch die Bitte wagen, mich wieder einmal durch ein paar Zeilen zu erfreuen? – Gott sei mit Ihnen, mein werter, lieber Freund!

Ihre Philippine Fontane

Kommentar

- 1 Die Ehe zwischen dem Angehörigen der jüdischen Religion Wolfsohn und der Christin Emilie Gey wurde erst nach dem Tode von Emiliens Vater (gest. am 27. Juni 1851) am 31. Dezember 1851 in Dessau, der damaligen Hauptstadt des Herzogstums Anhalt, geschlossen. Über die Schwierigkeiten dieser Heirat vgl. Christa Schultze, Fontane und Wolfsohn. Unbekannte Materialien. In: Fontane-Blätter, Band 2, 1970, Heft 3, S. 155, 161 und 164.
- 2 Therese Gey (1817–1850), war ein Jahr älter als Emilie. Eine jüngere Schwester Clementine wurde 1827 geboren.
- 3 Ein in Odessa verfaßtes Gedicht Wolfsohns „Meinem Theodor“ stammt vom 28./16. Oktober 1843; es wurde 1960 im 2. Teil des Bestandsverzeichnisses der „Literatur von und über Fontane“ reproduziert. Aus der Zeit vor November 1849 sind keine Briefe Wolfsohns an Fontane überliefert.

- 4 Der spätere Sprachforscher Max Müller (1823–1900) promovierte in Leipzig am 1. September 1843 im Alter von noch nicht 20 Jahren. Aus seinem Vorhaben, schon bald nach der Promotion nach Berlin zu gehen, um den Sprachgelehrten Bopp zu hören, wurde zunächst nichts. In einem „September 1843“ datierten Brief, offenbar dem ersten, den Müller nach Fontanes Abreise aus Leipzig an diesen gerichtet hat, schrieb er nach Letschin: „Dear Fontane – I can well imagine that you have often cursed me no a little as I gave no sign of life for such a long time; but Morbus excusat hominem, and I will add, Nisi homo excusat morbum! I hope you have carried on your Latin studies so far as to comprehend the deep meaning of these words; and if a human heart still beats in your breast, you must pity me, poor wretch, for having spent nearly the whole vacation in a nervous fever, so that I must stay almost the whole of next term here in Leipzig . . . I have quietly unpacked my books and things again . . . I am in Leipzig incognito, for I had already paid my farewell visits everywhere, and altogether feel no inclination for society“ (zitiert nach der englischen Übersetzung in: *The life and letters of Friedrich Max Müller*. Edited by his wife [Georgina Müller], Band 1, New York and Bombay 1902, S. 19). – Max Müller blieb bis Anfang April 1844 in Leipzig und traf nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Heimatstadt Dessau Mitte April 1844 in Berlin ein.

Die Datierung des vorliegenden Briefes von Philippine Fontane an Wolfsohn stützt sich auf die in ihm enthaltene Mitteilung über Müllers unlängst erfolgte Promotion (er kann also nicht vor dem 1. September 1843 geschrieben worden sein) und auf den oben zitierten, von Georgina Müller in Übersetzung veröffentlichten, „September 1843“ datierten Brief Müllers an Fontane, der bestätigt, daß er – wie in Philipppines Brief erwähnt – schon bald nach der Promotion nach Berlin zu gehen beabsichtigte und bereits im September Abschiedsvisiten – und um eine solche dürfte es sich bei der von Pine erwähnten Begegnung handeln – gemacht hatte.

Nach den Unterlagen des Universitätsarchivs Leipzig war der stud. phil. F. M. Müller aus Dessau vom 21. 5. 1841 bis zum 1. 4. (Testimonium 26. 3.) 1844 an der Leipziger Universität eingeschrieben.

- 5 Über einen Aufenthalt des Ehepaares in Prag ist nichts bekannt. Fontanes Erinnerungen zufolge übersiedelten sie „etwa“ Ende 1844 von Leipzig nach Berlin (S. 308).
- 6 Über seine Schwester Ernestine, an die er im Januar 1840 das Vorwort zu seiner ersten, in Leipzig erschienenen Gedichtsammlung „Veilchen“ gerichtet hatte, schrieb Wolfsohn am 25. Oktober 1860 aus Dresden an Fontane: „Meine Schwester ist mit ihrem Manne und ihren Kindern auf einige Jahre nach Deutschland gekommen, und in diesem Winter habe ich sie zur Türnachbarin. Ein Glück, das ich wie lange entbehrt und wie heiß ersehnt habe!“ (In der Briefausgabe von Wolters – Berlin 1910, S. 130 – ist diese Stelle ausgelassen).

4.

Berlin, 18. 4. 1848

Lieber Freund Wolfsohn.

Gestern Mittag brachte mir mein guter Alter die von Ihnen übersetzten, russischen Novellen,¹ für welches Geschenk ich Ihnen den innigsten Dank sage. Wenn es auch keiner äußern Mahnung bedarf, um die Erinnerung an einen mir lieben Menschen in meiner Seele wach zu erhalten, so wird doch stets, wenn ich Ihr Buch zur Hand nehme, um darin zu lesen, der Atem Ihres ganzen Seins mich warm und liebevoll umwehen! –

Ihr Brief an meinen Mann² belehrt mich, wie Sie bis jetzt Ihre Zeit in Leipzig verwendet, und – ich sehe es ein – notwendig haben verwenden müssen. Dennoch, lieber Freund, kann ich es nicht billigen, Ihr Wort in Bezug der Briefe für Fräulein Boldrini nicht pünktlicher, nicht schneller erfüllt zu haben.

Nicht mit Unrecht tadelte man Sie deshalb allgemein! Und so schwer es mir ward, konnte ich kein genügendes Motiv zu Ihrer Entschuldigung finden. Sie wissen, ich habe mich offen hierüber gegen Sie ausgesprochen — wie streng ich in Erfüllung eines gegebenen Wortes bin, und ein Gleiches von jedem ehrenwerten Menschen verlange. Denken Sie sich also meinen Kummer, als am Freitag Abend Herr Simrahen nach Hause kam, und mir erzählte: „daß selbst auf seine schriftliche Aufforderung an Sie, die bewußten Briefe nicht angelangt seien, und Fräulein Boldrini, die morgen abresen wolle, hierdurch höchst unangenehm berührt sei“. Auf's höchste aufgeregt davon, daß ich einen Menschen, der mir stets so lieb, so wert gewesen, des kleinlichen Wortbruchs zeihen hörte, und, da die Tatsache scheinbar dafür sprach, kein Recht mehr hatte, ihn zu verteidigen, eilte ich an den Schreibtisch, und schrieb die Zeilen an Sie,³ die gewiß richtig in Ihre Hände gelangt, und Ihnen, ich weiß es — weh getan haben! —

Noch vor ein paar Jahren lebte ein so kindliches, unerschütterliches Vertrauen zu den Menschen, die ich liebte und achtete, in meiner Brust, daß ich dadurch sehr glücklich war. Dieses Vertrauen hat man leider erschüttert; so daß es nur eines kleinen Anstoßes bedarf, um Zweifel und Mißtrauen in meinem Herzen zu erregen. Wie sehr dadurch mein stilles, heiliges Seelenglück getrübt? — diese Frage wird Ihr mildes Herz, mein treuer Freund, am richtigsten beantworten! — Habe ich Ihnen weh getan, so vergeben Sie mir, und sein Sie auch fürs spätere Leben mein wohlwollender, lieber Freund!

Die Ereignisse der Gegenwart erhalten mich fortwährend in einer geistigen Aufregung, wie ich sie zuvor fast nie gekannt. Daß aus diesem Chaos ein schöneres, besseres Leben für künftige Geschlechter sich entfalten muß, entfalten *wird*, ist meine feste Überzeugung. Und diese Überzeugung gibt mir den Mut, der eigenen, düstern Zukunft voll Gottvertrauen entgegenzugehen, und kein Opfer zu scheuen, zum Heile des Allgemeinen, auch mein Scherflein auf den Altar des Vaterlands zu legen. Ach, wäre ich ein Mann und dürfte aussprechen, was alles sich in meiner Brust bewegt. Dürfte durch die Tat es auch beweisen, wie stolz, wie glücklich würde ich sein. Aber ich bin ein Weib — ein armes, in die engsten Grenzen eingezwängtes Weib — und werde niemals einem Menschen sagen, welch eine Welt in meinem Herzen lebt! Nur liebend zu helfen, wie ich kann und vermag, das möge man mir ohne hämische Bemerkungen gestatten. Dann bin ich gern zufrieden; und hoffe hierin den Beruf des Weibes nicht ganz verfehlt zu haben. —

Mein lieber, herzensguter Mann sowie Röschen grüßen Sie und Ihre liebe Emilie bestens. Von mir an dieselbe, den innigsten, wärmsten Seelengruß! und die Versicherung: wenn das Geschick mich nach Leipzig führen sollte, ich mir es angelegen sein lassen werde, sie näher kennenzulernen und womöglich, mir ihre Liebe zu gewinnen. Leben Sie wohl, mein Freund, und bleiben Sie gut

Ihrer Philippine Fontane

Kommentar

- 1 Gemeint ist das Buch: Rußlands Novellendichter. Übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Dr. Wilhelm Wolfsohn, Leipzig 1848. Die Einleitung über die Dichterin Helena Hahn ist „An Sophie von M[elgunow] in Moskau“ gerichtet (S. 3–36); der ab S. 283 abgedruckten Erzählung Puschkins „Die Kapitänstochter“ geht auf S. 251–282 ein „An Philippine F[ontane] in Berlin“ gerichtetes Vorwort voraus, das „Leipzig, im Juni 1847“ datiert ist.
- 2 Der hier erwähnte Brief Wolfsohns an August Fontane, der demnach Mitte April 1848 geschrieben worden sein muß, ist nicht überliefert. — August Fontane war damals Geschäftsführer in der Lüderitz'schen Kunsthandlung, die „eine Billett-Niederlage von Dr. Wolfsohn“ hatte (vgl. Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschaftsbriefwechsel, 1. Band, München 1940, S. 91), als dieser im Februar und März 1848 in Berlin über deutsche Literatur von Luther bis Lessing las.
- 3 Diese Zeilen sind nicht überliefert.

Heide Grieve (Hingham, England)

Fontane und Scott

Die Waverley-Romane und Vor dem Sturm

Die meisten Kritiker, die sich mit *Vor dem Sturm* beschäftigen, erwähnen den Einfluß Scotts. Das ist nicht weiter verwunderlich, schon weil Scott der Urheber und Meister des historischen Romans war, dessen Vorbild das 19. Jahrhundert beherrschte,¹ und weil besonders märkisch-preußische Schriftsteller, wie Alexis und Hesekei, mit deren Werken Fontane vertraut war, die Tradition in Deutschland fortsetzten.² Aber auf lange Zeit hin waren die beiden einzigen Studien, die sich speziell mit Fontane und seinen Beziehungen zu anderen Prosaschriftstellern beschäftigen, zwei Studien über Fontane und Scott,³ und diese Tatsache deutet doch darauf hin, daß Scotts Werk über typische Ähnlichkeiten hinaus schon früh als besonders einflußreich auf Fontane galt.

Fontanes Vertrautheit mit den Romanen Scotts ist vielfach belegt. Er las sie schon als Kind und später während seiner Soldatenzeit 1844. Er nahm die Lektüre wieder auf, als er an seinem eigenen ersten Roman schrieb. Im September 1865 las er die ersten Kapitel von *Waverley* noch einmal und bewunderte sie. — Später war ihm verständlicherweise daran gelegen, seine Selbständigkeit als Schriftsteller zu verteidigen, und er betonte, daß der erste Band von *Vor dem Sturm* zu diesem Zeitpunkt schon geschrieben, der Rest geplant war.⁵ Im Mai 1868 nahm er drei Bücher mit nach Thale, die Psalmen, die *Erzählungen eines Großvaters* und die Gedichte Theodor Storms, außerdem las er erneut im *Waverley*. Im September desselben Jahres vergoß er Tränen über den *Kerker von Edinburgh*. Beide Romane erscheinen noch 1889 in der Liste seiner Lieblingsbücher.

Es folgt eine lange Zeitspanne, in der Fontane mit seinen Kriegsbüchern, den *Wanderungen* und den Theaterrezensionen zu beschäftigt war, um sich seinem Roman widmen zu können. Eine dementsprechende Lücke findet sich in seiner Scott-Lektüre. Allerdings nahm er gern Rodenbergs Anerbieten an, einen Artikel zum Scott-Jubiläum von 1871 zu schreiben. Er nennt Scott seinen Lieblingsdichter,⁶ und es ist möglich, daß die Aufstellung der Scottschen Romane (inhaltlich) in chronologischer Reihenfolge, die sich heute im Fontane-Archiv in Potsdam befindet, zu dieser Zeit entstand. Den Romanen wandte sich Fontane erst wieder zu, als er mit der Revision des dritten Bandes von *Vor dem Sturm* beschäftigt war: in Thale im August 1877 las er im *Altertümler*. Sein Tagebuch-Kommentar: „Als ich das Buch zuklappte ... atmete ich auf und sagte mir ... „So gut machst du's auch“,“⁷ ist bekannt und zeigt, daß er den Scottschen Roman in direktem Vergleich zu seinem eigenen las.

Die Kritiker, die sich mit dem Einfluß Scotts auf Fontane bisher beschäftigt haben, fallen deutlich in zwei Gruppen: Die erste, deren Hauptvertreter L. Shears und Adolf Paul sind, bemüht sich, direkte Einflüsse nachzuweisen und geht bis zu einer naiven Gleichsetzung der Figuren in den einzelnen Romanen. Die zweite, spätere Gruppe mahnt zur Vorsicht gegen solche allzu vereinfachten Parallelen. Charlotte Jolles z. B. hebt hervor, daß allgemeine Ähnlichkeiten zwischen Scotts und Fontanes Werken von Typ her erklärbar sind und nicht unbedingt auf ein Abhängigkeitsverhältnis hinweisen. Sie argumentiert, daß ähnliche Ziele „naturally resulted in similar methode and even similar subject matter being used without necessarily looking for the original in Scott's novels“.⁸ Spätere Kritiker gehen allerdings nicht so weit und nehmen durchaus *Waverley* z. B. als Muster für *Vor dem Sturm* an, aber sowohl Paul Demetz als auch Hans-Heinrich Reuter betonen, daß die Verschiedenheiten vielleicht schwerer wiegen als die Ähnlichkeiten. Sie sind die ersten, die die Entwicklung des historischen Romans in Betracht ziehen, die von der Erzählung romantischer Abenteuer vor weltgeschichtlichem Hintergrund zum Bild einer vieldifferenzierten Gesellschaft vor lokalem Hintergrund steht. Beide Kritiker betonen außerdem Fontanes Auseinandersetzung mit anderen literarischen Werken außer denen Scotts, und nicht zuletzt Fontanes kritische Wertung Scotts, seine ambivalente Stellung zu den *Waverley*-Romanen.

Fontane selbst unterstützt die Vorsicht der späteren Kritiker. In dem bekannten Brief an W. Hertz vom 17. Juni 1866 sagt er ausdrücklich: „Ich habe mir vielmehr vorgenommen, die Arbeit *ganz nach mir selbst* ... zu machen, ohne jegliches bestimmte Vorbild; selbst die Anlehnung an Scott betrifft nur ganz Allgemeines“.⁹ Aber solche Versicherungen waren natürlich in seinem eigenen Interesse, und Hans-Heinrich Reuter hat in anderem Zusammenhang gezeigt, wie sehr Fontanes Urteile von der Sorge um das eigene Werk gefärbt sein konnten.¹⁰ In einem Brief vom November 1878 an Ludovika Hesekei, in dem er sie um die Rezension seines Romanes bittet, streitet er den Einfluß Scotts nicht mehr so scharf ab, sondern bittet nur noch ihn nicht zu sehr zu betonen.¹¹ Ein

Brief an seinen Verleger Hertz vom 9. Oktober zeigt jedoch deutlich, wie sehr sich Fontane noch der Scottschen Tradition verbunden sah. Es handelt sich offensichtlich um das Konzept einer Anzeige des Romans. Fontane schreibt: „Ich habe meine Frau die Copie machen lassen, damit ich mich nicht in eigener Handschrift zwischen W. Scott und W. Alexis stelle.“¹²

Aber schon der Brief von 1866, in dem Fontane seine Unabhängigkeit so betont, zeigt deutlich seine Verbindung zu Scott. Es ist bisher übersehen worden, daß die Aufzählung seiner Ziele, die sich unmittelbar anschließt, deutlich an die drei Hauptziele des *Waverley* erinnert, wie sie im ersten Kapitel besprochen werden, das Fontane nur wenige Monate zuvor studiert hatte.

Fontane schreibt, sein Roman solle „ohne Mord und Brand und große Leidenschaftsgeschichten“ sein.¹³ Der Erzähler des *Waverley* hatte auch gesagt, seine Geschichte sei keine der „stories of blood and horror“, und keine sentimentale Liebesgeschichte „with a heroine with a profusion of auburn hair“,¹⁴ er setzt seinen Roman ausdrücklich von der allgemein beliebten Sensationsliteratur ab. – Es ist nun keine Frage, daß Scotts Roman im Vergleich mit *Vor dem Sturm* eine viel buntere und abenteuerlichere Handlung hat, die auch dramatischer zugespitzt ist. Kritiker haben dies immer wieder betont, und auch Fontanes wiederholte Kritik an Scotts Oberflächlichkeit, und sein Kommentar über den *Kerker zu Edinburgh*: „...an einzelnen Stellen nicht viel was anders als ein höherer Räuberroman“¹⁵, beziehen sich wohl auf diesen Punkt. Es sollte aber nicht übersehen werden, daß *Vor dem Sturm* trotz aller Diffusität eine dramatische Handlung hat. Fontane selbst kommentiert darüber in einem Brief an Ludovica Hesekei: „Nach etwa zwei, drei Nummern werden Sie einem Kapitel begegnen, das in einer gewissen ironischen Beurteilung des Voraufgegangenen die Überschrift trägt: ‚Es geschieht etwas‘. Von da ab beginnt dann allmählich der eigentliche Roman... Je mehr dem Ende zu, je mehr Aktion und je mehr Drucker. Doch will ich damit nicht gesagt haben, daß es von Stufe zu Stufe besser würde...“¹⁶ Zu Beginn des *Waverley* gibt es in ähnlicher Weise Nebenhandlungen, Exkurse und Genre-Szenen, während sich die Handlung gegen Ende zu mehr und mehr überstürzt. Scott selbst verglich diese Art der Handlung mit einem Stein, der schneller und schneller den Berg herunterrollt.¹⁷ In beiden Romanen ist die direkte dramatische Handlung auf eine Schlacht gegen Ende konzentriert, die im Verhältnis zu den Beratungsszenen etc. sehr wenig Raum einnimmt. Und obwohl die „Weltgeschichte“ direkter in Scotts Roman eindringt, wird ihr doch ebensowenig erlaubt, die Entwicklung der Charaktere und ihre Beziehung zueinander zu überspielen, wie in *Vor dem Sturm*. Kapitel 57 von *Waverley* z. B. beginnt mit der Versicherung des Erzählers: „It is not our purpose to intrude upon the province of history“,¹⁸ es folgt dann ein sehr kurzes Resumé der Situation, und der nächste Abschnitt wendet sich wieder den Personen des Romans zu. Schlachtenbeschreibungen sind sehr selten, ja der Erzähler scheint sogar sich eine Freude daraus zu machen, die

Erwartungen des Lesers erst anzufachen und dann zu enttäuschen. In Kapitel 47 z. B. setzt er zu einer dramatischen Szene an: „Forward, sons of Ivor, cried their Chief, — or the Camrons will draw the first blood! They rushed on with a tremendous yell.“ — Aber der erwartete Höhepunkt wird abrupt übergangen: „The rest is well known.“¹⁹ Der Anspruch der Einführung, daß der Roman kein Abenteuerroman werden solle, besteht durchaus zu Recht.

Diese Herabsetzung der Handlung bringt es mit sich, daß der Schwerpunkt sich auf die Charaktere verlagert. Scott und Fontane betonen das beide als ihr zweites Ziel. Im ersten Kapitel von *Waverley* heißt es: „... the object of my tale ist more a description of men than manners“,²⁰ und der Erzähler sagt, er lege „... the force of my narrative upon the characters and passion of the actors.“²¹ Fontane hatte in seinem Brief an Hertz auch gesagt, es komme ihm hauptsächlich darauf an, Figuren, „liebenswürdige Gestalten“²² vorzuführen. Und die drei Scottschen Romane, die Fontane mit besonderem Interesse las, *Waverley*, *Der Kerker von Edinburgh* und *Der Altertümpler*, zeichnen sich ebenso wie *Vor dem Sturm* durch eine außerordentlich große Menge von Charakteren aus,²³ alle folgen der Entwicklung mehrerer Hauptpersonen, und alle erhalten große Unmittelbarkeit und oft auch eine humoristische Tönung durch viele kleine Portraits von Figuren, die für die „Handlung“ völlig nebensächlich sind. In *Waverley* wird z. B. ein Abschnitt einem komischen Trommler gewidmet, denn, sagt der Erzähler, „it is the object of this history to do justice to all men.“²⁴

Scotts drittes und letztes Ziel, „to vary and to illustrate the moral lessons ... to mix them with amusement“,²⁵ zeigt deutlich die klassizistische Tradition, in der er schreibt. Fontanes Ziel scheint ebenso deutlich zu zeigen, wie die Entwicklung des Romans im 19. Jahrhundert das belehrende Element herabgesetzt hat: „Nur liebenswürdige Gestalten ... sollen den Leser unterhalten...“²⁶ Aber die Tradition des moralisierenden Beispiels, die sich in Deutschland in den historischen Romanen von Alexis, Freytag, Scheffel und dem von Fontane so verachteten Felix Dahn fortsetzt, hat doch mehr Einfluß auf ihn, als er hier wahrhaben will. Noch in der Rezension von Freytags *Ahnen*, die Fontane kurz vor Aufnahme der endgültigen Revision von *Vor dem Sturm* schrieb, heißt es: „... ein Roman ... soll uns ... am Schluß aber empfinden lassen ... unter Menschen ... gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitete, uns förderte, klärte und belehrte.“²⁷ Und die schwächeren Teile von *Vor dem Sturm* lassen keinen Zweifel darüber, daß Fontane dem belehrenden ebenso wie dem unterhaltenden Aspekt Scottscher Romane noch verpflichtet war. Allerdings wendet sich der Erzähler von *Vor dem Sturm* nirgendwo direkt an den Leser, um ihn auf die Moral der Geschichte hinzuweisen, wie z. B. der Erzähler des *Kerker von Edinburgh*, der am Ende sagt: „Reader, this tale will not be told in vain, if it shall be found to illustrate the great truth, that guilt ... can never confer real happiness.“²⁸ Aber direkte Hinweise dieser Art sind selbst bei Scott selten, seine Wahrheiten werden normalerweise

von den Geschehnissen und Schicksalen der Personen „illustriert“, nicht vom übergeordneten Erzähler abstrahiert. Und das aus gutem Grund. Das Beispiel des *Kerker von Edinburgh* zeigt, wie I. Williams hervorgehoben hat,²⁹ wie wenig die formelhafte Zusammenfassung des Erzählers der Komplexität und Lebendigkeit des Romans gerecht wird. — In diesem indirekten Sinn, in dem die Vorgänge im Roman für sich selbst sprechen, ist *Vor dem Sturm* auch noch beispielhaft belehrend. Vor allem die „poetische Gerechtigkeit“ reflektiert noch stark didaktische Muster. So erhält Lewin z. B. die „Sternenprinzessin“ als Preis, weil er jung und gut und der „Held“ der Geschichte ist; Tubal hingegen, der interessanter und weniger tugendhaft ist, muß für seine Schwächen mit dem Tod zahlen. — Dieses Schema erstreckt sich allerdings nicht auf alle Charaktere, und besonders Bernd ist eine komplexe Figur, wie sie in Fontanes späteren Romanen mehr und mehr zu finden ist. Je mehr Seiten seines oft widersprüchlichen Charakters enthüllt werden, desto weniger gibt es ein „gerechtes Schicksal“ für ihn. In Scotts Romanen, in denen die Handlung noch eine größere Rolle spielt, handeln die Charaktere alle ihrer „flachen“ Natur nach und helfen so dem Leser, durch alle Zufälle, Intrigen und Verkleidungen den Faden nicht zu verlieren und auch die moralischen Folgerungen zu ziehen. In der Wahl zwischen komplizierter Handlung und komplizierten Charakteren steht Scott auf der einen, Fontane mehr und mehr auf der anderen Seite. Neben den drei allgemeinen Gemeinsamkeiten scheint Fontane selbst noch eine vierte, genauere hervorheben zu wollen: die Zeitwahl. Seine Definition des Romans in Bezug auf die gewählte Epoche — in der *Ahnen*-Rezension von 1875 — ist oft von Kritikern zitiert worden. Da sie sich aber zum Teil auf Scott bezieht, sei sie noch einmal wiederholt: „Der Roman soll ein Bild der Zeit sein, der wir selber angehören, mindestens die Widerspiegelung eines Lebens, an dessen Grenze wir selbst noch standen oder von dem uns unsere Eltern noch erzählten. Sehr charakteristisch ist es, daß selbst Walter Scott nicht mit *Ivanhoe* (1196), sondern mit *Waverley* (1745) begann ... Seine besten Erzählungen liegen innerhalb des 18. Jahrhunderts oder an dessen Eingang.“³⁰ Für Fontane, dem an der Authentizität der historischen Situationen gelegen war, war dies ein einfacher Ausweg; die jüngste Vergangenheit war noch unmittelbar dokumentiert und noch nahe und daher interessant genug für den Leser der Gegenwart. Die Anwendung dieses Schemas auf Scott scheint auch zunächst gerechtfertigt. Scott begann nicht nur mit *Waverley*, sondern bewegte sich auch in den folgenden Romanen immer mehr auf die Gegenwart zu. In der Anzeige zum *Altertümler*, dem bis dahin gegenwärtigsten Roman, sagt der Erzähler selbst, die Serie sei mit diesem Werk abgeschlossen. Sie war es aber nicht. Die folgenden, im Mittelalter spielenden Romane, zeigen deutlich, wie ausschließlich Scott daran gelegen war, den Geschmack seines eigenen Publikums zu befriedigen. Er bedient sich dabei dreier Hilfsmittel! Er betont die allgemeine Menschennatur, die sich — wie er schon im *Waverley* hervorhob, zu allen Zeiten und unter jedem Kostüm gleich bleibt. — Ein Nachklang dieser

klassizistischen Tradition findet sich noch in Fontanes Brief an Hertz, wenn er von Figuren spricht, „wie sie sich damals fanden und im Wesentlichen auch noch jetzt finden.“³² Außerdem sah sich Scott durchaus als berechtigt an, historische Authentizität zu Gunsten einer Anpassung an den Zeitgeschmack aufzugeben. In der Einleitung zu *Ivanhoe* heißt es: „It is necessary, for exciting interest of any kind, that the subject assumed should be, as it were, translated into the manners, as well as the language, of the age we live in.“³³ – Und schließlich versuchte er, manchem seiner Romane eine allgemeine Verbindlichkeit zu geben, indem er sie in geschichtlich unauffälligen Epochen spielen ließ. Solch eine Epoche ist für ihn die mittlere Vergangenheit, nämlich das 18. Jahrhundert. Zu Beginn des *Waverley* erklärt der Erzähler, daß Erzählungen mit buntem und fesselndem Hintergrund entweder in die weite Vergangenheit oder aber in die Gegenwart verlegt werden müssen. Da er aber nicht so sehr an dem politischen und sozialen Hintergrund seiner Geschichte, sondern vor allem an den Charakteren und deren psychologischer Entwicklung interessiert ist, so wählt er das 18. Jahrhundert. Fontane mißverstehet Scotts Zeitwahl also völlig. *Waverley* spielt nicht um 1745, weil diese Epoche noch historische Präzision und Unmittelbarkeit zuläßt, sondern im Gegenteil, weil sie den Erzähler in dieser Hinsicht gerade nicht einengt.

Wie falsch aber auch Fontanes Deutung war, sie erklärt leicht, warum ihm persönlich die Romane Scotts, die im 18. Jahrhundert spielen, am besten gefielen. Es ist daher auch nur natürlich, obwohl Kritiker das bisher nicht erwähnt haben, daß Fontane die drei Romane am genauesten studierte, die in diese Zeitspanne fallen, nämlich *Waverley*, den *Kerker von Edinburgh* und den *Altertümler*, und von diesen drei besonders den *Altertümler*, d. h. den gegenwartnächsten. (Der Roman erscheint an vorletzter Stelle in der chronologischen Liste.)

Fontanes eigener Bericht über die Lektüre des *Altertümlers* in Thale läßt keinen Zweifel darüber, daß er ihn in direktem Zusammenhang mit *Vor dem Sturm* las, ja seine eigene Arbeit an diesem Maßstab maß, was sich von keinem der anderen Scottschen Romane außer von *Waverley* sagen läßt. Es ist daher nicht überraschend, daß die Verbindungen von *Vor dem Sturm* zu dem *Altertümler* viel stärker sind als zu den übrigen Romanen Scotts, *Waverley* nicht ausgenommen. Keiner der Kritiker, die sich mit *Vor dem Sturm* beschäftigen, haben diesen Umstand jedoch erwähnt. Fontanes eigenes Urteil mag mit zu dieser Vernachlässigung beigetragen haben. Seine Tagebucheintragung über den *Altertümler* lautet: „Meine Begeisterung war anfangs die alte; es zieht sich aber doch ein Element des Oberflächlichen, des Zu-leicht-Nehmens beim Arbeiten durch alle seine Produktionen hindurch, und vieles ist geradezu gehuselt. Nur sein seltenes Talent und vielleicht noch mehr seine nie dagewesene Liebenswürdigkeit ... lassen über diese Fludrigkeit hinwegsehn.“³⁴

Dieses Urteil umschließt, wie H. H. Reuter hervorgehoben hat,³⁵ Anerkennung und Tadel und bezieht sich außerdem auch auf die Romane

Scotts, die Fontane bekannt waren. Ähnliche Urteile sind über den *Kerker von Edinburgh* bekannt.³⁶ In ihnen kommt der grundsätzliche Gegensatz der beiden Schriftstellertypen zum Ausdruck. Scott schrieb viel und schnell und korrigierte nur wenig, während Fontane jede Seite mit äußerster Sorgfalt immer wieder korrigierte: „Daher ... auch die ewigen Korrekturen, weil nicht die Dinge sachlich, sondern durch ihren Vortrag wirken.“³⁷ Fontanes Tadel bezieht sich aber nur auf dieses Element der sorgfältigen Ausarbeitung, und schließt die Bewunderung anderer Eigenschaften nicht aus. Die offensichtlichen Parallelen mit seinem eigenen Werk bestätigen dieses genaue und im Ganzen wohlwollende Studium.

Die Ähnlichkeiten zwischen *Vor dem Sturm* und dem *Altertümmler* sind um so hervorstechender, als der *Altertümmler* sehr verschieden von *Waverley* und dem *Kerker von Edinburgh* (und den übrigen Romanen Scotts) ist. Der Roman spielt in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in einer kleinen Stadt an der Ostküste Schottlands und ihrer Umgebung. Aber es gibt keine Clans mehr, keine deftige Landbevölkerung und Schurken wie in *Waverley* und dem *Kerker von Edinburgh*. Der Leser bewegt sich in der gesitteten Gesellschaft von Landadel und gelehrten Dilettanten. Obwohl Wardour und Oldbuck exzentrisch sind, sind sie weder ungeschlechtlich wie Bradwardine noch lächerlich wie Dumble. Sie sind weniger typisch als die meisten Charaktere in *Waverley* z. B., in dem der Erzähler in der Nachschrift ausdrücklich sagt: „The Lowland Scottish gentlemen ... are not given as individual portraits, but are drawn from the general habits of the period ...“³⁸ Sie halten vielmehr die Mitte zwischen Typ und Individuum, wie der Erzähler sagt, „I have always studied to generalize the portraits“,³⁹ sind also Charaktere wie sie Fontane selbst pries. Die genauere Ausarbeitung der Charaktere bewirkt, daß sie unberechenbarer als die Figuren im *Waverley* und den anderen Romanen sind.

Der malerische Hintergrund fehlt, und auch die zugehörige Kostümierung. Der Roman könnte in der Gegenwart des 19. Jahrhunderts spielen, wenn nicht Hinweise auf die eben stattgefundene Französische Revolution dies ausschließen. Der Leser befindet sich wieder in Scotts unauffälliger mittlerer Vergangenheit. Die Figuren selbst sind historisch bedeutungslos. Eine große Menge von Charakteren tritt auf, die aber nicht wie üblich mehr und mehr miteinander verflochten wird (mit Ausnahme eines einzigen verschollenen Sohnes, der sich gegen Ende entpuppt). Das Fehlen einer solchen Verflechtung bringt ein Fehlen an Handlung überhaupt mit sich, ebenso wie das Fehlen von typischen Figuren keine deutliche Moral mehr zuläßt. Der Leser folgt nicht mehr den flachen Charakteren durch ein Gewirr von Intrigen mit dramatischen Höhepunkten, sondern sieht ein Panorama einer Gesellschaft an sich vorüberziehen, deren Hauptbeschäftigung Streitgespräche in Abendgesellschaften und Spaziergänge und Landpartien sind. Von Zeit zu Zeit belebt sich das Bild, so z. B. wenn Wardour und seine Tochter fast von der Flut verschlungen werden, aber solche Begebenheiten bleiben Episode und werden sogar an anderer Stelle persifliert (wie in dem Kampf mit dem

Seehund). Das Motiv der Wiederfindung eines verschollenen Verwandten, das sich immer wieder in Scotts Romanen findet, sticht hier klar als ein fremdes Element hervor.

In allen diesen Dingen bricht der *Altertümler* das Muster der *Waverley*-Romane, und es ist nicht verwunderlich, daß dieser Roman zu den am wenigsten erfolgreichen der Serie gehört. Scott selbst analysiert diesen Bruch in seiner Vorrede zur Auflage von 1823: „I have been more solicitous to describe manners minutely, than to arrange in any case an artificial and combined narrative, and have but to regret that I felt myself unable to unite these two requisites of a good Novel.“⁴⁰ Es ist nur zu verständlich, daß Scott, dem sehr an dem Erfolg seiner Romane gelegen war, schnell zu dem früheren Muster des „höheren Räuberromans“ zurückkehrte.

Es ist interessant, daß Fontane gerade dieses auf die anderen Romane zurückweisende triviale Motiv einer Figur, die sich schließlich als eine viel höher gestellte oder näher verwandte entpuppt, in *Vor dem Sturm verwirft*. Wenn der Leser zuerst von mysteriöser Herkunft der „Sternenprinzessin“ Marie erfährt, fürchtet er wohl solch eine Entpuppung, die aber zu seiner Erleichterung ausbleibt. Fontanes Freund Pietsch hatte das in seiner Rezension des Romans gepriesen und Fontane sagte dazu in seinem Danksagebrief: „Die Natur adelt; alles andere ist Unsinn, und eine der mir degoutantesten Erscheinungen ist es immer gewesen, gerade in den Romanen liberaler und allerliberalster Schriftsteller, den Hauslehrer oder die Gouvernante, wenn sie heldisch-siegreich auftreten, sich schließlich immer als Graf oder Gräfin entpuppen zu sehen. Wenn auch nur von der Bank gefallen.“⁴¹ Dieser Ausbruch richtet sich gegen deutsche Kollegen wie Spielhagen aber auch gegen Scott.

Weitere inhaltliche Unterschiede liegen in dem leidenschaftlichen politischen Interesse der meisten Figuren in *Vor dem Sturm* und der Integration historischer Ereignisse in den Romanen. Dies verbindet ihn, wie oft hervorgehoben wird, mehr mit *Waverley* und auch dem *Kerker von Edinburgh*. Die Interessen der Figuren im *Altertümler* sind mehr mondäner Art und stehen so den späteren Gesellschaftsromanen Fontanes näher. Sonst aber sind die inhaltlichen Parallelen, auch was die Charaktere angeht, zum *Altertümler* stärker als zu den beiden anderen Romanen. Denn wenn auch z. B. der „schwache Held“ Lewin an *Waverley* erinnert, so war doch dieser Typus inzwischen ein allgemein beliebter geworden; in Fontanes engster literarischer Umgebung findet man ihn bei Spielhagen und Heyse, aber auch bei weniger bekannten Autoren wie Hesekei, mit deren Werken Fontane weniger vertraut war. Die Parallelen zwischen Oldbuck und Wardour und Seidentopf und Turgany sind dagegen ungewöhnlicher und stärker.

Technische Ähnlichkeiten verbinden *Vor dem Sturm* näher mit dem *Altertümler* als mit den anderen Romanen Scotts. So haben z. B. die meisten Romane Scotts eine sehr große Anzahl von Charakteren, diese sind aber durch die komplizierte Handlung fest miteinander verbunden.

Das trifft sowohl für *Waverley* als auch für den *Kerker von Edinburgh* zu. Im *Altertümler* dagegen bleiben die Figuren nur lose verknüpft, und der Roman ist eine lange Aufeinanderfolge kleiner Szenen. Die lose Struktur ist aber auch das Merkmal von *Vor dem Sturm*, auf das Kritiker immer wieder als das Hauptmerkmal hingewiesen haben. Hier und dort fällt der Kapitelanfang meist mit einer neuen Szene mit neuen Figuren und einer neuen Umgebung zusammen. In *Waverley* und dem *Kerker von Edinburgh* dagegen sind die Kapitel meist kausal verbunden und tragen dazu bei, den komplizierten Handlungsverlauf und die Entwicklung der Charaktere doch übersehbar und verständlich zu machen. An manchen Stellen wird sogar auf diese enge Verbindung zwischen den Kapiteln vom Erzähler ausdrücklich hingewiesen. So sagt er z. B. am Ende des vierten Kapitels in *Waverley*: „The effect of this indulgence upon his temper and character will appear in the next chapter.“⁴² – Im *Altertümler* und in *Vor dem Sturm* ist die Kapitelfolge lose und wird darüber hinaus noch von langen Interpolationen unterbrochen. Die meisten Romane Scotts haben lyrische Interpolationen, aber diese reihen sich – schon ihrer Kürze wegen – leicht in den Handlungsverlauf ein. Im *Altertümler* ist aber außer diesen noch eine lange, unabhängige Prosageschichte eingeschaltet, *The Fortunes of Martin Waldeck*, die den Handlungsverlauf, wäre er einheitlich und linear, auseinandersprengen würde. Die beiden Tagebuchauszüge in *Vor dem Sturm* haben den gleichen Effekt.

Ein weiteres Merkmal der nur losen Verknüpfung paralleler Handlungsstränge im *Altertümler* ist das fast gänzliche Verschwinden von wunderbaren Zusammentreffen, durch die sich die anderen Romane, besonders der *Kerker von Edinburgh* auszeichnen. Diese unerwarteten Zusammentreffen von Personen an unwahrscheinlichen Schauplätzen haben ihren Hintergrund darin, daß dem Erzähler jedes Mittel recht ist, seine Personen und die Handlungsfäden zu verknüpfen, um sie endlich einem einheitlichen Ende zuzuführen. Unwahrscheinliche Zusammentreffen haben außerdem ein Element der Überraschung, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt und die dramatische Entwicklung des Romans steigert. Sowohl der *Altertümler* (die unselige Episode mit dem verschollenen Sohn immer ausgenommen) wie *Vor dem Sturm* kommen ohne diese etwas mechanischen Handgriffe aus, und lassen ihre Figuren realistischer nebeneinander herleben. Ja, *Vor dem Sturm* wendet sich sogar, ähnlich wie bei dem Motiv der „*Sternenprinzessin*“, die sich nicht als richtige Prinzessin entpuppt, direkt gegen diesen trivialen Trick. Die Figuren auf der Kutsche, die Lewin im Augenblick der Krise sieht, stellen sich als Fremde heraus, nicht als Kathinka und Bninsky, wie Lewin (und der Leser) fürchtet.

Die Aneinanderreihung kleiner Szenen im *Altertümler* hat eine wichtige Folge: der Erzähler tritt zurück, und die Charaktere mit ihren Dialogen übernehmen das Feld. Die Lockerung der Struktur geht so weit, daß der Leser nicht nur keinem einfachen Handlungsverlauf mehr folgt, sondern auch sein Orientierungsvermögen an Hand einer übergeordneten Per-

spektive verliert. Der Erzähler leitet ihn nicht mehr, indem er ihm allwissende Hinweise gibt, im Gegenteil, der Leser ist einer großen Anzahl von Einzelmeinungen und Perspektiven ausgesetzt. Der überwiegende Gebrauch des Dialogs zeigt diese Tendenz deutlich. In *Waverley* halten sich Erzählung und Dialog die Waage, ja ihr Wechselspiel wird vom Erzähler als eine seiner besten Künste hervorgehoben: „I... hold it the most useful quality of my pen, that it can speedily change from grave to gay, and from description and dialogue to narrative and character.“⁴³ Auch im *Kerker von Edinburgh* entscheidet der Erzähler, ob eine Figur es verdient, direkt mit Kommentaren hervorzutreten, und behält sich das Recht vor, ihre Sprache verständlicher zu machen,⁴⁴ oder den Leser selbst besser zu informieren: „At the risk of being somewhat heavy, as explanations usually prove, we must endeavour to combine into a distinct narrative, information which the invalid communicated in a manner at once too circumstantial and too much broken by passion to admit of our giving his precise words.“⁴⁵

Im *Altertümler* und in *Vor dem Sturm* sprechen alle Figuren, wenn sie nur irgend können, und obwohl der Erzähler sich noch das Recht vorbehält, einzugreifen, verschwindet er doch fast ganz hinter seinen Figuren, und gibt gern „the tiresome task of recapitulation“⁴⁶ auf.

Es ist merkwürdig, wie wenig Fontane von der Figur des Erzählers Gebrauch macht, wenn man seine ausdrückliche Verteidigung des „beständige(n) Vorspringen(s) des Puppenspielers in Person“⁴⁷ in Bezug auf *Vor dem Sturm* in Betracht zieht. Das Auftreten des Erzählers am Ende des Romans ist weniger das eines Puppenspielers als vielmehr das eines Schachtelteufels, so unerwartet ist sein plötzliches Erscheinen. Fontane beruft sich in seiner Verteidigung auf die englischen Schriftsteller, und somit indirekt auch auf Scott, und wendet sich gegen die „jetzt modische ‚dramatische‘ Behandlung der Dinge“⁴⁸ durch Autoren wie Spielhagen, dessen Artikel über die Technik des Romans von 1874 an erschienen waren.

Obwohl Fontane richtig sah, daß der Erzähler in Scott eine Rolle spielt, so ist diese Rolle doch, wie gesagt, im *Altertümler* stark reduziert, und es ist interessant, daß Fontane gerade diesem Roman die meiste Aufmerksamkeit widmete. Die Einführung von Charakteren – oft mit Block-Biographien – durch den Erzähler in *Vor dem Sturm* ist oft von Kritikern erwähnt und auf Scott zurückgeführt worden. So vergleichen z. B. Shears und Demetz den Beginn des zweiten Kapitels mit dem des achten im *Kerker von Edinburgh*. Es ist aber hervorzuheben, daß der Erzähler in diesem Roman und im *Waverley* viele andere Funktionen hat, er kommentiert oft, interpretiert und entscheidet ganz offen über Szenenfolge und Struktur. Im *Altertümler* dagegen ist die Einführung der Figuren zur Hauptfunktion des Erzählers geworden. Sind die Personen einmal eingeführt, so lassen sie ihn kaum mehr zu Wort kommen. Dieselbe stark reduzierte Funktion des Erzählers in *Vor dem Sturm* reflektiert die nähere Verwandtschaft mit dem *Altertümler* im Vergleich der „Point-of-view“ Erzählung, die auch bisher von Kritikern auf *Waverley*

zurückgeführt worden ist. Fontane preist auch nicht die Erzählweise von Standpunkt des Erzählers aus, sondern aus dem Gesichtswinkel einer einzelnen Figur, besonders im *Waverley*.⁴⁹

Es ist aber nicht zu übersehen, daß diese Erzählweise wiederum viel hervorstechender im *Altertümler* ist. Das Fehlen einer Anleitung des Lesers durch den Erzähler hat das Hervortreten der Charakter-Perspektiven zur natürlichen Folge. *Vor dem Sturm* macht von dieser Technik, besonders bei den Hauptfiguren, ausgiebig Gebrauch, und in dieser Hinsicht ist der Roman – in direktem Gegensatz zu Fontanes ausdrücklicher Versicherung – durchaus ein Produkt der „jetzt modischen ‚dramatischen‘ Behandlung der Dinge“.

Diese Behandlung hatte seiner Meinung nach „zum Sensationellen“⁵⁰ geführt, und sollte daher vermieden werden. Wenn Fontane aber das „Sensationelle“ im Sinne der spannenden Handlung durch Unwissen des Lesers von übergeordneten Verbindungen, von Gefahren etc. versteht, so irrt er sich in Bezug auf Scott. Denn in Scotts Romanen ist es eindeutig der Erzähler, der die Spannung hervorbringt, meist indem er Dinge verschweigt. Gegen Ende von *Waverley* gibt er das sogar selbst zu: „These circumstances will serve to explain such points of our narrative as, according to the custom of story-tellers we deemed it fit to leave unexplained, for the purpose of exciting the reader's curiosity“.⁵¹ Gerade dieses Element der naiven Spannung wollte Fontane vermeiden, und es ist wieder der *Altertümler*, der am wenigsten von dieser Spannung hat, weil er in viele Einzelstandpunkte fragmentiert ist und dem Erzähler keine Gelegenheit für raffinierte Kunstgriffe bietet. Die technischen Mittel lassen ebensowenig wie die inhaltlichen Interessen einen „höheren Räuberroman“ zu

Es ist interessant, daß Fontane die Erzähltechnik vorwiegend des 18. Jahrhunderts verteidigt, denn die Engländer, auf die er sein Argument Hertz gegenüber stützt, sind, außer Scott, Autoren des 18. Jahrhunderts wie Sterne, gleichzeitig aber *den* Roman Scotts am aufmerksamsten studiert, der inhaltlich und formal am fortgeschrittensten ist, d. g. am stärksten auf Forderungen und Interessen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hindeutet. *Vor dem Sturm* reflektiert die Eigentümlichkeiten des *Altertümlers* mehr als die von *Waverley* und dem *Kerker von Edinburgh*, und zeigt auch hierin indirekt seine entscheidende Bedeutung für die übrigen Romane Fontanes. Es stimmt durchaus, daß die Rückwendung auf eine frühere Romantradition ein Merkmal von Fontanes vielzitiertes „Verspätung“ ist, die Einzelheiten aber, die er aus dieser Tradition übernimmt, stehen nicht in Widerspruch mit der zeitgenössischen Produktion der 70er Jahre und erklären auch, wie bruchlos Fontane den Übergang zu seinen „modernen“ späteren Romanen vollziehen konnte.

Anmerkungen

1 Georg Lukács, *The Historical Novel*, 1969 (1937), I, 2.

2 Zur Diskussion des Einflusses von Alexis auf Fontane cf. Lionel Thomas, *Theodor Fontane und Willibald Alexis*, *Fontane-Blätter*, II, 6, 1972, S. 425–435.

- 3 L. A. Shears, *The Influence of Walter Scott on the Novels of Theodor Fontane*, 1922.
A. Paul, *Der Einfluß Walter Scotts auf die epische Technik Theodor Fontanes*, Breslau 1934.
- 4 Theodor Fontane, *Literarische Essays und Studien*, I. Teil, München 1963, S. 498.
- 5 H. H. Reuter, *Theodor Fontane*, München 1968, S. 575.
- 6 Theodor Fontane, *Briefe an Julius Rodenberg*, Berlin & Weimar 1969, S. 3 *ibid.*, S. 145.
- 7 *ibid.*, S. 145.
- 8 C. Jolles, *Theodor Fontane and England*, MA Thesis, London 1947, masch., S. 161.
- 9 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*, Stuttgart 1972, S. 130.
- 10 H. H. Reuter, *Theodor Fontane*, 573.
- 11 Theodor Fontane, *Briefe IV*, Berlin 1971, 147.
- 12 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*, 192.
- 13 *ibid.*, 130.
- 14 Sir Walter Scott, *Waverley (The Waverley Novels)*, Edinburgh 1867, I, 26. Es ist nicht bekannt, welche Scott-Ausgaben Fontane las, aber es ist wahrscheinlich, daß er die Romane sowohl in der Originalfassung als auch in deutscher Übersetzung kannte. Frühe Übersetzungen halten sich oft ziemlich genau an den Wortlaut des Originals, wie eine Ausgabe von 1829 zeigt, die von „einer Heldin... die mit einer Fülle von nußbraunen Locken prangt“ spricht. (Sämtliche Werke von Walter Scott, *Waverley*, 1829, vol. I, 15.)
- 15 Theodor Fontane, *Briefe an seine Familie*, 2 Bde, Berlin 1905, Bd 1, 160.
- 16 Theodor Fontane, *Briefe IV*, 145.
- 17 Walter Scott, *Waverley*, 1829, vol. 4, 221.
- 18 *Waverley*, 141. Es ist nicht unsere Absicht, in das Gebiet der Geschichte einzudringen. (*Waverley*, 1829, vol. 4, 33.)
- 19 *ibid.* „Vorwärts, Ihr Söhne Ivors!“ rief ihr Häuptling, „oder die Cameronier werden das erste Blut vergießen,“ – und mit furchtbarem Geschrei stürzten sie voran. Was sich ferner begab, ist bekannt. (*Waverley*, 1829, vol. 3, 163.)
- 20 *ibid.* 26 ... daß meine Erzählung eher eine Schilderung menschlicher Charaktere, als ihre Gewohnheiten und Gebräuche sei. (*Waverley*, 1829, vol. 1, 17.)
- 21 *ibid.* 27 ... daß ich die ganze Kraft meiner Darstellung auf die Charaktere und Leidenschaften der handelnden Personen verwenden werde. (*Waverley*, 1829, vol. 1, 19.)
- 22 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*, 131.
- 23 Theodor Fontane, *Literarische Essays und Studien*, I. Teil, 409.
- 24 *Waverley*, 100. Wie es der Hauptzweck dieser Geschichte ist, gegen jedermann gerecht zu sein ... (*Waverley*, 1829, vol. 3, 11.)
- 25 *ibid.* 27 ... Abwechslung und Klarheit in die Sittenlehren zu bringen, ... (so sehr ich auch fühle, wie leicht sie ihren Zweck verfehlen können, wenn ich nicht geschickt genug befunden würde.) sie mit mutiger Unterhaltung zu weben. (*Waverley*, 1829, vol. 1, 20/21.)
- 26 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*, 131.
- 27 Theodor Fontane, *Literarische Essays und Studien*, I. Teil, 239/240.
- 28 W. Scott, *The Heart of Midlothian*. Edinburgh 1868, II, 200. Leser! Wenn in dieser Erzählung dem Geiste jene große und einleuchtende Wahrheit klar und deutlich sich aufdringt, daß Schuld und Verbrechen... doch nie wahren und dauerhaften Frieden gewähren, so ward sie nicht vergeblich geschrieben. (*Das Herz von Midlothian*, Danzig 1826, vol. 5, 222.)
- 29 I. Williams ed., *Sir Walter Scott. On Novelists and Fiction*, London 1968, 3.
- 30 Theodor Fontane, *Literarische Essays und Studien*, I. Teil, 242.
- 31 W. Scott, *The Antiquary*, Edinburgh 1867, I, 341.
- 32 Theodor Fontane, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898*, 130/131.
- 33 W. Scott, *Ivanhoe*, Edinburgh 1868, II, 217. – Um überhaupt Interesse zu erwecken, ist es notwendig, daß der gewählte Inhalt sozusagen in die gesellschaftlichen Gewohnheiten und auch in die Sprache unseres eigenen Zeitalters übersetzt wird. (Meine Übersetzung.)

- 34 Theodor Fontane, Briefe an Julius Rodenberg, 145.
- 35 H. H. Reuter, Theodor Fontane, 287 ff.
- 36 Theodor Fontane, Briefe an seine Familie, Bd 1, 160.
- 37 Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898, 131.
- 38 Waverley, I, 176. Die niederländischen Gentlemen ... sind nicht wie persönliche Bildnisse zu betrachten. Sie sind nur nach den allgemeinen Sitten und Gebräuchen jenes Zeitalters gezeichnet. (Waverley, 1829, vol. 4, 249.)
- 39 The Antiquary, I, 341. Ich war immer bemüht, die Porträts allgemeingültig zu machen. (Meine Übersetzung.)
- 40 ibid. Ich war mehr besorgt darum, gesellschaftliche Gepflogenheiten in allen Einzelheiten zu beschreiben, als eine in jedem Fall kunstvoll verflochtene Erzählung von Begebenheiten aufzubauen, und muß mit Bedauern zugeben, daß ich es nicht vermocht habe, diese beiden Erfordernisse eines guten Romans zu vereinen. (Meine Übersetzung.)
- 41 Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Berlin 1943, 315/316.
- 42 Waverley, I, 33. Der Einfluß dieser Neigung auf sein Gemüt und seinen Charakter wird im nächsten Kapitel anschaulich werden. (Waverley, 1829, vol. 1, 59.)
- 43 ibid. 65 ... und es vielmehr für die beste Eigenschaft meiner Feder halten, daß sie leicht vom Ernst zum Scherz, von Beschreibung und Gespräch zu Erzählung und Charakteristik übergeht. (Waverley, 1829, vol. 2, 30.)
- 44 P. Demetz, Formen des Realismus: Theodor Fontane. München 1964, 27/28.
- 45 The Heart of Midlothian, II, 129/130. Auf die Gefahr, etwas schwerfällig zu werden – wie Erörterungen gewöhnlich ausfallen – wollen wir hier versuchen, seine Erzählung in bestimmten Umrissen darzustellen. Denn der Kranke teilte sie zuweilen zu umständlich, und zuweilen durch Leidenschaft zu abgebrochen mit, um einen wörtlichen Bericht zu gestatten. (Das Herz von Midlothian, 1826, vol. 4, 19.)
- 46 The Antiquary, I, 349. ... die lästige Aufgabe der Zusammenfassung ...
- 47 Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898, 209.
- 48 ibid.
- 49 Cf. J. Ettlinger, Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Berlin 1908, 221.
- 50 Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898, 209.
- 51 Waverley, I, 162. ... und alle diese Punkte werden hinreichen, diejenigen Punkte unserer Erzählung jetzt aufzuhellen, die wir nach Erzählersitte früher im Dunkel zu lassen für nötig hielten, um des Lesers Neugierde lebendig zu erhalten. (Waverley, 1829, vol. 4, 165.)

Buchbesprechungen

Kahrman, Cordula: Idyll im Roman. Theodor Fontane. München: W. Fink 1973. 216 S. 8⁰

In seinem Entwurf, betitelt: „Johann der muntre Seifensieder“, sagt Fontane sehr eindeutig: „Glauben Sie nicht, daß ich Geßner Redivivus sei [...]. Ich bin nicht Idyllist, nicht Idealist, ich bin viel mehr Praktiker als die, die da glauben, die wahren Praktiker zu sein, und während die andern durch Einbildungen sehn, aus Visionen nicht herauskommen, sehe ich die Wirklichkeiten. Was ich von der Menschheit erhoffe, das heißt nicht Entsagung, sondern Erkenntnis [...].“

Diese Äußerung Fontanes konnte die Verfasserin der vorliegenden Studie nicht kennen, da jener Entwurf erst jetzt veröffentlicht worden ist (vgl.

S. 241 ff. dieses Heftes). Es ist umso erfreulicher, daß C. Kahrmann im wesentlichen und im ganzen zu Ergebnissen gelangt, die mit diesem Urteil Fontanes über sich selbst übereinstimmen.

Die Arbeit, der eine an der Universität Münster 1969 angenommene Dissertation zugrunde liegt, setzt sich zum Ziel, die Formen und Funktionen des Idyllischen in Fontanes Romanen und Erzählungen zu untersuchen. Nachdem die Verf. im ersten Kapitel die Formen beschrieben hat, in denen das Idyllische auftreten kann (Motiv, Situation, Szene, Panorama), erörtert sie in drei weiteren Kapiteln die Position und Funktion des Idyllischen in den größeren Sach- und Handlungszusammenhängen der Kunst, des „Schicksals“ (von der Verf. in Anführungsstriche gesetzt) und der Gesellschaft. Die Beziehungen zwischen Idyll und Kunst werden am Beispiel von „Graf Petöfy“ erläutert, die Beziehungen zwischen Idyll und „Schicksal“ und Idyll und Gesellschaft in erster Linie an den Paradigmata „Quitt“ und „Cécile“ untersucht, dann aber auch an anderen Werken Fontanes. In ihrer „Zusammenfassung“ gelangt die Verf. schließlich zu einigen durchaus zutreffenden Einsichten. Sie vermag nachzuweisen, daß die Idylle bei Fontane nicht zum Selbstzweck wird, denn, „da Fontanes Romangestalten [...] die Protagonisten einer stets auf die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit, nie auf die Kunst selbst reflektierenden Thematik sind, ist auch das Idyll als Kunstform nie das Ziel der Darstellung“ (S. 174). Vielmehr hat das Idyllische in den nach „L'Adultera“ entstandenen Werken einen ganz bestimmten Funktionswert, denn es wird „in wechselndem Maße zur Formulierung eines Vorbehalts verwendet, den der einzelne gegenüber seiner ‚Welt‘ anmeldet“ (S. 177). Allerdings – und hier muß unsere Kritik einsetzen – ist der von der Verf. gebrauchte Begriff der „Welt“ zu abstrakt und undifferenziert. Denn gemeint sind damit weniger die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen die Figuren leben und handeln und unter denen der Autor sie konzipiert, als einfach ihre „Umwelt“.

Ferner kann man zwar damit einverstanden sein, daß die Verf. die unterschiedlichen Funktionen des Idyllischen bei Fontane daraufhin analysiert, welche Bedeutung sie im Rahmen der mehr oder minder erfolgreichen Suche nach dem Glück haben. Aber es war wenig zweckmäßig, in ungeschichtlich-abstrakter Antithetik diese Suche nach dem Glück als die Suche nach dem der eigenen „Natur“ angemessenen gesellschaftlichen „Ort“ zu definieren (S. 175 f.), auch wenn sich Fontane selbst in einem Brief dahingehend geäußert zu haben scheint (an Gustav Karpeles, 3. 4. 1879). Denn die menschliche „Natur“ ist nicht unveränderlich, und der gesellschaftliche „Ort“, der gesucht wird, ist, im Sinne jener Überlegungen Fontanes und damit auch der Verf., eine Position in einem nur vage beschriebenen, klassenmäßig nicht analysierten Gefüge. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verf., indem sie diese Antithetik z. B. auf „Irrungen Wirrungen“ anwendet, zu der unergiebigsten Formel kommt: „In ‚Irrungen Wirrungen‘ gibt es den ‚Ort‘, wo Botho und Lene ihrer ‚Natur‘ nach hingehören, deshalb nicht, weil für jeden von ihnen die

„Welt“ schon einen Ort vorschreibt, den sie schließlich auch einnehmen – ohne Glück“ (S. 178).

Erst wo die Verf. dieses Begriffspaar nicht mehr benötigt bzw. es nur noch im negativen Sinne verwendet, vermag sie brauchbare Ergebnisse vorzulegen, so wenn sie über „Der Stechlin“ schreibt, in diesem Roman sei das Glück schließlich nur noch eine „Tugend- und Moralfrage“ und die Suche danach werde ersetzt durch die Suche nach dem „rechten Leben“. C. Kahrmann führt dazu aus: „Der permanente Idyll von Kloster Wutz, wo die Perfektion der Entsprechung von ‚Natur‘ und ‚Ort‘ die alte Glücksgleichung ad absurdum führt, bildet den Kontrapunkt zum ‚sittlichen Menschen‘ [...], für den der rechte ‚Ort‘ als Faktizität des Glücks irrelevant ist: Das Bewußtsein vom ‚großen Zusammenhang‘ [...] des Lebens und der Nichtigkeit des Ich [...] hebt die Notwendigkeit jener Entsprechung auf“ (S. 179).

Die Verf. macht auch darauf aufmerksam, daß sich die Funktionen des Idyllischen bei Fontane wandeln. Das kommt am klarsten dort zum Ausdruck, wo Fontanes letzter Roman mit seinem ersten verglichen wird (S. 163–172). Was die Tendenz dieser Wandlung betrifft, so geht es Fontane nach den Worten der Verf. darum, zu zeigen, wie „ein Glück beschaffen sein müßte, das das Idyll überflüssig machen könnte“ (S. 180). Wenn Fontane gleichwohl das Idyllische noch verwende, so geschehe es in der Weise, daß er in der Regel „gerade der vergeblichen Suche nach dem Glück die Gestalt des Idyllischen gibt“; dadurch aber „verkehrt er die Funktion des Idylls der literarischen Tradition in ihr Gegenteil“ (S. 180).

Das sind einige – wie uns scheint – gut begründete und nützliche Schlußfolgerungen aus einer Reihe von Einzelanalysen, obschon man der Verf. in manchen anderen Punkten nicht folgen kann. Nicht nur, daß an vielen Stellen der Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft ignoriert und vernachlässigt wird (auch wenn das Wort „Gesellschaft“ oft vorkommt und eine reichliche Menge „moderner“ Begriffe aus der bürgerlichen Soziologie verwendet wird!). Die Verf. hat vor allem, eben weil sie zu ausschließlich den Text befragt und die Gesellschaft, in der die Dichtung entstanden und für die sie geschrieben ist, oft unberücksichtigt läßt, den Text überfordert, ihn übermäßig der Interpretation unterworfen. Das kann so weit gehen, daß in Bezug auf jenen Schoßhund, der nach Fontanes Darstellung in „Cécile“ vor dem Quedlinburger Schloß begraben liegt und dessen Treue der Grabstein rühmt, die Formulierung unterläuft: „Der Hund ist das Wesen, das sich selbst verwirklicht hat. Er vertritt die Lebensform des selbstverständlichen idyllischen Bei-sich-seins als Wert. Daß dieser aber dem Hundedasein zugesprochen wird, deutet an, daß er den Figuren versagt ist“ (S. 101 f.). Allerdings wird nicht jeder Textstelle so viel zugemutet wie dieser Hunde-Episode. Dennoch dürfte die Verf. in zahlreichen Fällen der Gefahr nicht entgangen sein, mehr aus den Texten herauszulesen, als sie enthalten, und bisweilen etwas als Idyll in Anspruch zu nehmen, was bestenfalls mit dem Idyllischen entfernt verwandt ist.

Wenn man von solchen, z. T. nicht unerheblichen Mängeln absieht, bleibt C. Kahrmanns Arbeit zweifelsohne wertvoll als erster größerer Versuch, das epische Werk Fontanes unter dem Aspekt des Idyllischen zu durchforschen.

— Dr. Joachim Krueger, Berlin —

Pierre Bange: Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane. Presses universitaires de Grenoble, 1974; 304 S., Großoktav. Veröffentlicht mit Unterstützung der Universität Lyon II.

Die Habilitationsschrift des Lyoner Germanisten Professor Bange liegt nunmehr im Druck vor. Es handelt sich um eine grundlegende Arbeit, deren Gedankengang vom Verfasser selbst zusammenfassend definiert worden ist. Wir geben seine Ansichten kurz wieder: Gemeinhin werden Fontanes Romane den Werken von Flaubert und Turgenjew zur Seite gestellt, als Beispiele dichterisch-kritischer Darstellung einer sozialen Wirklichkeit. Hier soll jedoch zum ersten Male eine Strukturanalyse unternommen werden; der Verfasser zerlegt den Erzählgang eines jeden der Romane Fontanes in Abschnitte; daraus ergibt sich, daß die Romansegmente, verglichen mit den Segmenten anderer Romane, Analogien aufweisen, aus denen sich ein dramatisches Schema ergibt, welches sich, von einem zum anderen Roman, stets als dasselbe herausstellt. Dieses jeder Erzählung zugrunde liegende Schema beruht auf einem Ödipus-Konflikt.

Soweit der Verfasser über seine eigene Methode, die folgendermaßen exemplifiziert wird: Im Gegensatz zu den Romanen von Alexis oder von Spielhagen, die ähnliche Themen behandeln wie Fontane, zeigt sich bei diesem jenes besondere Schema, das eben nur seinen Romanen eigen ist, ganz gleich ob es sich um einen historischen oder einen Gegenwartsroman handelt. Dieses Schema wird in vier Phasen zerlegt, die der Verfasser „mouvements“ nennt, also „Sätze“ im musikalischen Sinne des Wortes. Innerhalb dieser Phasen treten stets dieselben dramatis personae auf: **A**, die Vaterfigur, **B**, die weibliche Gestalt, **C**, die männliche „Instanz“, also der Liebhaber.

Ausgangspunkt aller Strukturanalysen ist ein Jugendwerk Fontanes, die Novelle „Geschwisterliebe“, in der B und C (der blinde Rudolph und seine Schwester Klara) in liebevoller Harmonie miteinander leben, bis A (der Pastor) sozusagen als Vaterfigur auftritt und das wunschlose Glückseligsein der Geschwister zerstört, indem er, Symbolfigur für die Außenwelt, für sie sozial-moralische Ordnung, das Mädchen heiratet. Der Rezensent würde hier eher einen Wälsungenkomplex als einen Ödipuskonflikt feststellen, beiden Definitionen haftet übrigens etwas Anachronistisches an, wenigstens in bezug auf Fontane.

Wie dem auch sei, der Verfasser geht in seinen Untersuchungen im Allgemeinen vorsichtig zu Werke. Er ist viel zu gewitzt, um biographische Gegebenheiten zur Stützung seiner Argumente zu verwenden. Ausdrücklich weist er darauf hin, daß sein Schema auf Fontanes tiefste Seelenschicht gegründet ist; es handelt sich also um ein von Phantasmen erfülltes Spiel im Unterbewußtsein des Dichters, das unwillkürlich in seinen Romanen als Konzept an die Oberfläche dringt.

Der Verfasser hat die Beispiele für seine Methode in einer Übersicht zusammengestellt. Jene vier Phasen, durch welche sich die drei Gestalten A, B, und C bewegen, sehen in „Cécile“, stark zusammengefaßt, folgendermaßen aus:

1. Darstellung des Paares Cécile – Saint Arnaud (B und A)
2. Liebe zwischen Cécile und Gordon (B und C)
3. Gordons Unfall; Streit, Duell (A und C)
4. Céciles Selbstmord (B).

Oft scheint eine der vier Phasen zu fehlen, ist aber unsichtbar vorhanden (sozusagen als Über-Ich, als gesellschaftliche Konvention), zum Beispiel in „Schach von Wuthenow“.

1. Fehlt; wird aber durch Darstellung der Gesellschaft und ihrer Regeln ersetzt. (A)
2. Schach's vorübergehende Begierde nach Victoire. (B und C)
3. Respekt der Konvention wird gefordert, durch den König, als Über-Ich, als Vatergestalt. (A und C)
4. Tragischer Schluß. Victoire verläßt die Gesellschaft, der sie angehört. (B)

Das vom Verfasser definierte Strukturschema wird überdies auf folgende Romane angewendet: „Grete Minde“, „Ellernklipp“, „L'Adultera“, „Graf Petöfy“, „Irrungen Wirungen“, „Stine“, „Unwiederbringlich“, „Frau Jenny Treibel“, „Effi Briest“. Dagegen werden „Vor dem Sturm“ und „Der Stechlin“ gesondert analysiert.

Dem Erstlingsroman Fontanes ist ein ausführliches Kapitel gewidmet, worin die These der Zersetzung des preußischen Mythos entwickelt wird. An Stelle der Apotheose des Patriotismus, welche der Leser als Abschluß der Handlung erwartet, hat Fontane die Fraglichkeit und Gebrechlichkeit des menschlichen Daseins vorgeführt. So wird die Problematik dieses Romans aufgezeigt. Außerdem wird dargelegt, daß zwei Hauptfiguren, Berndt und Kathinka, ohne jede Verbindung miteinander koexistieren, jede von beiden als Allegorie einer Welt, die der des anderen völlig fremd ist. Es ist ein brillant geschriebenes Kapitel, in dem der Verfasser sein Können zeigt.

Ein anderer Höhepunkt vorliegender Arbeit ist ihr letzter Teil, zwei reichhaltige Kapitel, die Fontanes Spätroman gewidmet sind. Durch seine Stechlin-Analyse rechtfertigt der Verfasser den Titel seines Buches. Die Ironie, sagt er, findet ihre Ausdrucksform im Dialog. „Der Stechlin hat einer Vergangenheit und eine Zukunft, aber keine Gegenwart“, so

formuliert der Verfasser seinen Hauptgedanken, indem er Nietzsches berühmtes Wort über die Deutschen abwandelt. Ironie bedeutet in diesem Zusammenhang, daß die Stechlin-Utopie („Es lebe der Stechlin“, als Wunschbild zukünftiger Harmonie) als eine solche erkannt wird, daß die im Roman dargestellte Welt im Text des Dichtwerks selbst als ein zu interpretierender Gegenstand erscheint. Und dies ist eben nur durch die Form des Dialogs zu ermöglichen, wie es der Verfasser nachweist.

Jedoch, nicht immer wirkt die Struktur-Analyse so überzeugend wie in diesem Fall. Der Rezensent wagt es nicht, in die Gedankenordnung des Verfassers gewaltsam einzubrechen; er begnügt sich auch nicht mit „kalt staunendem Besuch“, sondern folgt aufmerksam der Beweisführung, wo sie ihm gelungen scheint; an anderen, strittigen Stellen sagt er sich: „Man muß dran glauben“. Gewiß, die psychokritische Methode – sie geht auf den provenzalischen Literaturforscher Charles Mauron zurück – hat sich in der Wissenschaft ihren Platz erobert.

Ob man ein psychokritisches Schema für die Interpretation des Gesamtwerkes eines Dichters sozusagen als Universalrezept verwenden darf, das soll hier nicht weiter erörtert werden. Wohl aber sei gesagt, daß die vorliegende Arbeit, dank des Scharfsinns ihres Verfassers, manches Licht auf noch dunkle, durch traditionelle Methoden schwer zu erhellende Probleme wirft, die Fontanes Werk der Forschung stellt.

Zu gewissen Einzelheiten wäre einiges zu sagen. Hier sei nur hingewiesen auf ein Zitat, das Fontane in einem Brief anführt (S. 238): „Nur der Irrtum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod“. Dieser Vers stammt keineswegs, wie der Verfasser meint, von Nietzsche, sondern aus Schillers Gedicht „Kassandra“. Ähnliche Fehlinterpretationen kommen öfters vor, besonders was Bibelstellen betrifft. Doch, „nicht mit Fluch ende der Sang“. Dieses Buch gehört ohne Zweifel zu den Fontane-Studien von hohem Rang.

– Professor Dr. Pierre-Paul Sagave, Universität Paris X –

Hinweis: Aus redaktionellen Gründen erscheint die bereits abgeschlossene Bibliographie im Heft 21.

Unsere Leser haben das Wort

Eine Leserin aus der DDR schrieb uns u. a.: „Seit einigen Jahren bin ich Abonnentin der Fontane-Blätter. — Blatt 3 des 3. Bandes, das gestern hier eintraf, bedarf besonderer Erwähnung. Es handelt sich um die vorzügliche Arbeit des Herrn Albert Guthke (Pritzwalk) über Dr. Lau. Selten ist eine Persönlichkeit aus der deutschen Geistesgeschichte so plastisch vor Augen getreten wie in diesem Aufsatz. Seine Gliederung legt Zeugnis ab von einer Sorgfalt und einem Verantwortungsbewußtsein, die man in Erforschung der psychisch-physischen Konstitution eines Menschen, in diesem Fall eines Pädagogen und Theologen, selten vorfindet. So ist es möglich, daß eine Persönlichkeit, die man aus dem Werk Fontanes nur flüchtig wahrgenommen hat, im eigenen Innern lebensvoll in Erscheinung tritt. Ich darf dies sagen, weil ich ... seit langer Zeit einige Einblicke in die Gesetzmäßigkeiten erwerben konnte, die ein Schriftsteller beachten muß. — Schon das Motto aus Platons ‚Gastmahl‘ läßt den Leser aufhorchen, oder besser in diesem Fall: ‚auflesen‘. Er wird dadurch sogleich auf ein hohes Niveau gehoben und bis zum Ende der fein durchdachten Arbeit dort gehalten ... Sollten Sie gut finden, diese wenigen Worte Herrn Guthke wissen zu lassen: es ist mir recht. Nur wäre mir nicht lieb, wenn mein Name genannt würde...“

Mitteilungen

Raumerweiterung für das Fontane-Archiv

Dem Theodor-Fontane-Archiv wurden vom Rat der Stadt Potsdam im Hause Dortustraße 30/34 mit Wirkung vom 1. Oktober 1974 fünf Räume mit abgeschlossenem Korridor (etwa 160 qm) zugewiesen. Bisher nutzte das Fontane-Archiv drei Räume (etwa 55 qm).

Fontane Ehrungen in Letschin

Das Fontane-Archiv erhielt vom Rat der Gemeinde Letschin mit Datum vom 28. 8. 1974 folgenden Brief: „Mit der Erarbeitung eines Planes zur Umgestaltung des alten Friedhofs in Letschin zu einer Parkanlage wurde im Jahre 1971 mit den ersten Arbeiten für dieses große Vorhaben im Wettbewerb ‚Schöner unsere Städte und Gemeinden — Mach mit!‘ begonnen. Inzwischen hat durch umfangreiche Initiativen aus allen Teilen der Bevölkerung unserer Oderbruchgemeinde der Park Gestalt angenommen. Er bietet bereits jetzt eine Stätte der Erholung und Entspannung. Erste kulturelle Höhepunkte, wie Platzkonzerte, fanden darin statt. Der 25. Jahrestag der DDR soll als Anlaß genommen werden, unserem Park einen würdigen Namen zu verleihen, den Namen des bedeutenden kritischen bürgerlichen Realisten Theodor Fontane.“

Begründung: 26. August 1838. Fontanes Eltern erwerben die Apotheke in Letschin. — Januar bis März 1841. Th. Fontane weilt nach einer Erkrankung in Berlin zur Erholung in Letschin. — 1. April 1843. Apothekergehilfe in Letschin. — 1. April 1845. Beendigung des Militärdienstes, Rezeptar in Letschin.

Die Letschiner Apotheke trägt seit vielen Jahren den Namen ‚Theodor Fontane‘. Auf Grund der engen Bindung des Dichters zu unserer Gemeinde wollen wir mit der Namensgebung unsere besondere Achtung und Verehrung ihm zum Ausdruck bringen. Wir bitten, unserem Antrag zuzustimmen. gez. Derkow, Bürgermeister.“

— — —

Der Leiter des Fontane-Archivs antwortete am 30. 8. 1974: „Wir danken Ihnen für die freundliche Mitteilung, daß der Rat der Gemeinde Letschin mit beispielhafter Unterstützung der Bevölkerung den alten Friedhof in eine Parkanlage umgestaltet hat, die zum 25. Jahrestag der DDR den Namen ‚Theodor Fontane‘ erhalten wird. Wir stimmen Ihren Bemühungen uneingeschränkt zu und werden Gelegenheit nehmen, in den ‚Fontane-Blättern‘, die seit ihrem Bestehen auch vom Rat Ihrer Gemeinde und der dortigen ‚Fontane-Apotheke‘ abonniert werden, zu berichten. Bei der Gelegenheit können wir mitteilen, daß 1975 in den ‚Fontane-Blättern‘ ein Beitrag von Herrn Manfred Gill (Letschin, z. Zt. Wolfen) erscheinen wird: ‚Theodor Fontanes Aufenthalte in Letschin‘.

Wir bitten, unseren Dank für die Bemühungen um die Pflege des Erbes Theodor Fontanes dem Rat der Gemeinde und der Bevölkerung in geeigneter Form auszurichten und verbleiben mit herzlichen Grüßen.“

Fritz-Reuter-Ehrungen

Am 12. Juli 1874 starb Fritz Reuter. Aus diesem Anlaß wurden ihm anläßlich der hundertsten Wiederkehr seines Todestages zahlreiche Ehrungen zuteil. In der Reuterstadt Stavenhagen fand eine Festveranstaltung statt. In Eisenach erfolgte an seinem Grabe eine Kranzniederlegung. In der Festung Dömitz wurde die neugestaltete Fritz-Reuter-Gedenkstätte eröffnet.

Fontanes „Unwiederbringlich“

Nach einer Umfrage in Buchhandlungen der Städte Cottbus, Dresden, Erfurt, Frankfurt, Gera, Halle, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Magdeburg, Neubrandenburg, Potsdam, Rostock, Schwerin und Suhl gehörte Fontanes Roman „Unwiederbringlich“ (Aufbau-Verlag 1974) zu den am meisten gekauften Büchern. (ND-Literaturspiegel 9/74.)

Goethe-Lesebuch

Das im Aufbau-Verlag erscheinende Goethe-Lesebuch erreichte in 25 Jahren bisher 29 Auflagen in einer Höhe von 332 000 Exemplaren. Für 1975 ist die 30. Auflage vorgesehen.

Inhaltsverzeichnis Heft 20

Theodor Fontane:	
Zwei gesellschaftskritische Entwürfe. Hrsg. u. kommentiert von Dr. Joachim Krueger	241
Theodor Fontane jr.:	
Beziehungen zu meinem Vater	253
Dr. Christel Laufer:	
Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes	264
Philippine Fontane:	
Vier Briefe an Wilhelm Wolfsohn	288
Heide Grieve:	
Fontane und Scott	300
Buchbesprechungen:	
Cordula Kahrmann: Idyll im Roman. München: Fink 1973 (Rezensent: Dr. Joachim Krueger)	312
Pierre Bange: Ironie et dialogisme dans les romans Theodor Fontane. Grenoble 1974 (Rezensent: Professor Dr. Pierre- Paul Sagave)	315
Unsere Leser haben das Wort	318
Mitteilungen	318

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon 47 51, App. 133 und 120. [Beachten Sie bitte unser Postfach 59.] Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter der Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. EVP in der DDR 2,- Mark.

1/16/10 743

Redaktion: Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. Hans-Heinrich Reuter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge.
Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt Berlin (PSchA), 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek.